Aus böser Zeit.

Aus böser Zeit.

Vaterländischer Roman aus dem 30jährigen Kriege

von

Louise Pichler.

Erster Band.

Leipzig,
Fr. Ludw. Herbig.
1859.

An meine Leser!

Es ist eine düstere Periode der vaterländischen Geschichte, wovon ich in diesen Blättern ein Bild geben möchte.

Mit warmer Liebe hatte ich in drei früheren Romanen die Schilderung älterer Zeiten versucht; nun wünschte ich mich einmal in neueren Jahrhunderten umzusehen. Ich gestehe, daß es mir nicht so schnell, wie ich dachte, gelang, in der mir zunächst vorschwebenden Zeit des 30jährigen Krieges, auch nachdem ich mich bereits aus den Quellen damit bekannt gemacht, ebenso gemüthlich heimisch zu werden. Es wurde mir vielleicht um so schwerer, da ich zu gleicher Zeit mich von der lieben, schönen Jugendheimath auf stiller Bergeshöhe losreißen und in der Residenznähe ansiedeln mußte, wo dann das Heimweh nach der alten Zeit und nach dem alten Orte zugleich in mir rege ward.

Dennoch fesselte mich, als ich mich einmal in sie vertieft, diese düstere, neuere Zeit. Unter gewitternächtlichem Dunkel schien sie mir auch manchen Lichtblick zu zeigen, und am freudigsten war mir der Gedanke, daß Gott so viele Lebenskraft in das deutsche Volk gelegt, um solch einen Krieg zu überstehen und nachher nicht etwa nur noch fort zu vegetiren, sondern sich, wenn auch mit lange blutenden Wunden, die noch nicht geschlossen sind, aus todtähnlicher Ohnmacht wieder zu gesundem Leben und neuer Entwickelung zu erheben. Gott der Herr wolle auch ferner und immer darüber walten!

Ich enthalte mich weiterer Reflexionen, zu denen ich lieber die Leser anregen möchte, und führe nur meine Hauptquellen noch an. Ueber das Allgemeine der Begebenheiten waren diese: Berthold, Chronik des großen deutschen Krieges; Chemnitz; Gfrörer, Gustav Adolph; Menzel, K. A., Geschichte des 30jährigen Krieges; Menzel, W., Geschichte der Deutschen; Khevenhiller; Raumer, Fr. v., Geschichte Europa's; Schiller, Geschichte des 30jährigen Krieges; Theatrum europaeum.

Ueber die einzelnen Personen und die Localgeschichte: Andreä, threnae calvensis; Andreä, Selbstbiographie; Erlach, General Mémoires historiques; Justi,

die Landgräfin Amalie Elisabeth; Martens, v., Geschichte der kriegerischen Begebenheiten in Würtemberg; Müller, K. A., Churfürst Johann Georg, seine Familie und sein Hof; Röse, Herzog Bernhard der Große von Weimar; Rohan, Duc de, Memoiren; Schiller, Memoiren; Sattler, Geschichte von Würtemberg, 7 u. 8.; Spittler in Mosers Archiv über Besold; Lamormain im Anhang zu Khevenhiller über Ferdinand II.

Für Sittenschilderung weiter: Bouterweck, Geschichte der deutschen Poesie und Beredtsamkeit; Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache; Moscherosch, Ph. v. Sittewald; Simplicissimus; Spee, Trutznachtigall; Weller, Lieder des 30jährigen Krieges.

Ich konnte freilich aus diesen Quellen nur Weniges für meinen Roman gebrauchen, den ich nicht gern zu lang ausdehnen wollte; aber ich bestrebte mich, mir aus Vergleichungen ein richtiges Bild zu gewinnen. Wenn z. B. Simplicissimus und Moscherosch ihre Zeit von der abschreckendsten Seite darstellen, so geben Johann Georg's Hof von Müller und Andere um so lichtere Blicke in dieselbe. Ich verhehle mir auch nicht, welche Mängel meine Darstellung noch hat, fürchte besonders, daß mein Bestreben, ein möglichst vielseitiges

Bild der Zeit zu geben, ein zu fragmentartiges Erzählen veranlaßt hat. Wird sich der Roman dennoch Freunde gewinnen, so möchte ich das Bild gern durch einige nachfolgende aus derselben Zeit ergänzen.

Und nun zum Schluß einen freundlichen Gruß an all meine Leser — und eine ergebene Empfehlung an die Herren Kritiker!

Berg bei Stuttgart, 21. Aug. 1858.

Louise Pichler.

I.

„Musquetire vorwärts! Feuert scharf! Geschütz nachgerückt!" erscholl die tiefe Stimme des commandirenden Feldherrn und die Adjutanten flogen hinweg, um die Befehle den betreffenden Posten zu überbringen. Nächtliches Dunkel verhüllte die Stätte des Kampfes; kaum vermochten die Angreifenden die schattenhaften Umrisse der feindlichen Posten zu erkennen, welche die Anhöhe besetzt hielten. Bald verschwanden diese ganz, sich in den Wald zurückziehend, der sie im Rücken gedeckt hatte, und setzten von dort aus ihr Feuer um so wirksamer fort. Das Geknakker der Schüsse, der Commandoruf, das Gewinsel der Verwundeten und Sterbenden verriethen, wie unter dem tückischen Schutze der Nacht der Tod hier Erndte hielt.

„Setzt die Piken an! Vorwärts! Stürmt gegen den Wald!" commandirte der Feldherr auf's Neue. Die Schüsse wurden jetzt seltener, Geschrei und Gewin=

sel stärker; es knisterten die Zweige, es rauschte das Laub, das Scharmützel war in völliges Handgemenge übergegangen

„Geschütz heran! Am Waldsaum aufgepflanzt,“ lautete der weitere Befehl des Feldherrn im Rücken des Gefechts. Aber nicht länger, als zur Anordnung nöthig war, verweilte er hier; bald erschien er wieder an der Fronte seiner Schaar; hier, wo indessen der Brigadegeneral commandirt hatte, war jetzt der Lärm des Kampfes verhallt; das Gewinsel der Verwundeten, das Geröchel der Sterbenden wurde vom Triumphruf der Sieger übertönt, und der Brigadegeneral meldete dem Zurückkehrenden, daß der Posten gewonnen, die Spanier bis auf den letzten Mann aus dem Walde getrieben seien.

„Der Posten ist wichtig!“ antwortete der Feldherr, während sein scharfes Auge über das dunkle Land hinspähte; „von hier aus beherrscht unser Geschütz sowohl das ganze feindliche Lager, als auch das Thal, das unsere Truppen eingenommen. Aber unsere Stellung ist nicht genug gedeckt; wir müssen eilig Schanzen aufwerfen!“

Der Befehl wurde augenblicklich bekannt gemacht, und sofort wurden Bäume gefällt, Gestrüppe mit

dem Säbel umgehauen und zu Haufen getragen, Steine herzugeschleppt, Gräben in den Boden gezogen und die Erde zu Wällen aufgeworfen.

Der Feldherr war eben mit Anordnungen hiebei beschäftigt, als der Ruf der Wachen vom Fuße der Anhöhe auf das Herannahen einer kleineren Reitertruppe aufmerksam machte.

Ein Adjutant sprengte den Hügel hinab und kehrte mit der Meldung zurück, daß die Feldmarschälle Horn und Kratz sammt der Generalität sich nahten.

„Gut! Beordert sofort auch unsern Generalstab hierher. Wir werden sogleich Kriegsrath halten," beschied der Feldherr gelassen, und wandte sich den Ankömmlingen zu, die so eben von den Pferden stiegen.

„Ums Himmels Willen," rief der Erste derselben aus, seiner Anrede zuvorkommend, „was thun Euer Gnaden hier? Die Verabredung lautete, nicht über die Höhen von Hirnheim hinauszugehen."

Indem der Redner hiebei den Mantel zurückschlug, zeigte er sich als junger Mann von hellblondem Haar, sammt gleichem Knebelbarte und schwe-

dischem Schnitt des Gesichts. Es war Feldmarschall Horn, der Eidam Oxenstierna's.

„Wir mußten diese Höhe besetzen, denn die Spanier konnten von hier aus uns mit ihren Kanonen bestreichen," sprach der commandirende Feldherr Bernhard von Weimar.

„Und was nützt dieser Posten? Euer Gnaden können ihn ja doch nicht halten, außer wir zögen uns mit dem Heere weiter vor; dann aber käme es zur Schlacht," fuhr Horn fort.

„Es soll zur Schlacht kommen," entgegnete Bernhard mit Entschiedenheit; „soll Nördlingen verloren gehen wie Regensburg? zusammengeschossen werden vor unsern Augen, nachdem ich den Bürgern mein fürstliches Wort verpfändet, sie zu retten?"

„Eine Stadt, wie Nördlingen, ist nicht so schnell zusammengeschossen. In zwei Tagen will der Rheingraf mit seinen Truppen anlangen; bis dahin kann sie sich noch halten, da die Kaiserlichen Angesichts unser nicht Sturm laufen können," behauptete Horn.

„Fortificiren sich Euer Gnaden auf Ihrem Posten und suchen wir den Kaiserlichen den Proviant an der Donau abzuschneiden; das ist sicherer als eine Schlacht, da die Kaiserlichen noch durch die

Spanier des Cardinalinfanten verstärkt sind," fiel Graf Kratz, der dritte Feldmarschall des verbündeten schwedisch-deutschen Heeres, ein.

„Die Spanier des Cardinalinfanten?" lachte Bernhard bitter; 5000 Mann abgematteten Volks!" Ich schlage die zwei Brigaden württembergischen Landvolks, mit denen wir verstärkt wurden, so hoch als sie an.

„Sieben bis acht Tausend Mann Spanier, sagen andere Avisa, wohl eingeübtes Volk, mit dem uns nun die Kaiserlichen weit über ein Drittel überlegen sind," gab Horn gelassen zurück.

„Und, wenn's auch um mehr wäre?" rief Bernhard aus: wird eine Schlacht allein durch die Stärke der Truppen entschieden? Thuen Muth und Eifer, thut Feldherrntaktik nichts zum Siege? Das Glück hat uns den Weg gezeigt! Schon ist ein wichtiger Posten in unsern Händen! Wir sollen ihn wieder aufgeben, — sollen uns in sicherer Entfernung postiren, mit Nördlingen den Muth und das Vertrauen aller Bundesgenossen verloren geben, verloren um des Rheingrafen Otto Ludwigs willen, der durch sein Zögern deutlich genug zeigt, wie wenig ihm

die Sache am Herzen liegt? Hat Gustav Adolf so je gezögert; hat er die Mannschaft gezählt?"

Im Feuer seiner Rede hatte sich der Herzog an die jetzt vollzählig versammelten Generale gewendet, unter denen noch Mehrere von fürstlichem Geblüte waren. Etwas weiter abstehend, hatten sie dem Feldherrn bisher das Wort allein gelassen; nun aber entstand ein Gemurmel der Uebereinstimmung.

„Zur Schlacht! das Glück ist heut für uns! Rückzug wäre Schand und Spott!" wurden mehrere Stimmen laut.

„Uebereilen wir nichts. Eine Niederlage wäre ein unübersehbares Unglück. Gustav Adolf konnte Alles wagen, uns aber steht viel Vorsicht an," mahnte Horn.

„Gustav Adolpf konnte Alles wagen, weil er Alles wagen durfte. Wäre er bei jedem Schritte vom Einverständnisse Andrer abhängig gewesen, so hätte er nur wenige seiner Victorien erfechten mögen. — Wir sind zu drei Feldherrn in einer Schlacht; kommt noch der Rheingraf, so sind wir vier Mann unter einem Hut, davon der Eine rechts will, wenn der Andere links geht!" erwiderte Bernhard.

„Ich wiederhole, daß ich von der Schlacht ab-

rathe; lassen Euer Gnaden den Kriegsrath abstimmen," erklärte Horn in seiner ruhigen Weise; er mochte überzeugt sein, daß die Mehrzahl der Generale seine Ansicht theilen würden.

„Stimmt ab," befahl Bernhard finster und wandte sich ab. Er war ein Mann, der fühlte, was er vermochte, wenn ihm freie Hand gegeben wäre; der Jüngste in diesem Kreise, denn er zählt kaum dreißig Jahr, war er doch der Erste an Feldherrntalent, hatte, seit dem neunzehnten Jahre unter Waffen stehend, sich unter Gustav Adolf herangebildet, und so schnell hervorgethan, daß man den großen Schwedenkönig der Eifersucht gegen seinen fürstlichen Zögling beschuldigte. Die Feldmarschälle Horn und Kratz gaben zuerst ihre Stimmen: ein entschiedenes Nein ab; aber sie hatten sich in Betreff der Generale getäuscht; fast einstimmig waren diese für die Schlacht: Bernhards Ansicht hatte gesiegt.

Der junge Feldherr fuhr mit der Hand über die Stirne, als er wieder näher herzutrat. Der augenblickliche Sieg seiner Ansicht konnte ihm das Bewußtsein seiner gehemmten Stellung nicht ganz verdrängen. Horn dagegen nahm die Entscheidung mit der unveränderlichen Gelassenheit seines Wesens

auf, und fragte, ohne ein weiteres Wort dagegen zu sagen, nach dem Schlachtplane.

Die Berathung begann von Neuem, Bernhard führte nun in derselben unbestritten das erste Wort; sein scharfes Auge hatte auch das Terrain am besten übersehen. Es war natürlich, daß er den Platz behaupten wollte, den er bereits kühn errungen und wo die Artillerie den günstigsten Standpunkt hatte, seine Angriffe zu unterstützen.

Horn sollte den rechten Flügel bilden und Kratz mit seinen Truppen sich an ihm anschließen. Bernhard hatte hiebei den Vortheil, schon mit seinen Truppen an Ort und Stelle zu sein, während Horn dieselben erst auf das Terrain des Angriffs, den Verschanzungen der Spanier gegenüber, zu führen hatte. Horn hob dies hervor, erklärte sich jedoch bereit, es im Schutze der Nacht auszuführen, wogegen Bernhard sich anheischig machte, mit dem Angriff zu warten, bis Horn ihn von seinem Eintreffen benachrichtigt.

„Habt guten Muth, ihr Herren, wir werden unter dem Beistande Gottes Lob und Ehre erringen!“ sagte Bernhard, als nach diesen Beschlüssen die Versammlung sich auflöste und zu Pferde stieg.

„Gott gebe es!“ antwortete Horn und grüßend ritten Marschälle und Generale hinweg.

Es mochte nahe an Mitternacht sein; die Dunkelheit war tief, nur zerstreute Wachtfeuer leuchteten da und dort von Berg und Thal herüber und in einiger Entfernung zeichneten sich die Thürme von Nördlingen am blassen Nachthimmel ab. Verhinderte auch die Nacht ernste Feindseligkeiten, so verrieth doch zuweilen eine knatternde Gewehrsalve, oder ein vereinzelter Kanonenschuß die unheimliche Regsamkeit zweier feindlicher Heere. Davon aufgeschreckt, ließ mancher Nachtvogel seinen Schrei vernehmen; von Zeit zu Zeit fuhr ein Windstoß durch die Bäume und schüttelte sie, als ginge ein Schauer vor dem, was der Tag bringen würde, durch die Natur.

Eine blutige Schlacht, erreichnißreich für das gesammte Deutschland, wie sie auch ausfallen mochte, stand bevor. Seit dem Siege bei Lützen, den nach dem Tode Gustav Adolfs Bernhard von Weimar errungen, hatten die Protestanten die Oberhand im Reiche gehabt, und nur die Uneinigkeit derselben das nicht unbegründete Mißtrauen, das die deutschen protestantischen Stände in ihre schwedischen Bundesgenossen setzten, die daraus keimende Unentschlossen-

heit hatten verhindert, daß man sich einem günstigen Ausgang des Krieges nahte.

Nun aber hatte der Kaiser nach dem Tode seines Feldherrn Wallenstein, der des verrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde verdächtig geworden, sein Heer unter den Befehl seines Sohnes und Thronfolgers Ferdinands, König von Ungarn, gestellt, es mit der katholischen Liga vereinigt, von der Wallenstein sich längst getrennt, und endlich noch eine spanische Unterstützung erhalten, um die erschütterte Macht seines Thrones und der katholischen Kirche in Deutschland wieder herzustellen. Siegreich an der Donau heraufziehend, hatte das kaiserlich-ligistische Heer bereits Regensburg und Donauwörth, zwei sehr angesehene evangelische Plätze, weggenommen, und aus seiner Sicherheit geschreckt, beorderte der protestantische Bundesrath sämmtliche in Süddeutschland stehende Truppen ihnen entgegen. Weimar, Horn und Kratz sammt den würtembergischen Verstärkungen waren auf dem Platze und nur der Rheingraf Otto Ludwig, der mit einem der Bundesheere am Rhein gestanden hatte und auffallend langsam heranzog, fehlte noch, sollte aber in zwei Tagen eintreffen.

In den waldigen Thalschluchten, die vom Ries, einer Hochebene, herführten, zogen jetzt zu Roß und Fuß die Horn'schen Truppen heran. Auf dem Hügel, von dem Herzog Bernhard die Spanier verdrängt, und den er zum Mittelpunkt seiner Stellung ersehen, wurden weitere Geschütze aufgepflanzt, die Schanzen mehr befestigt. Am Fuße desselben nahmen andere Weimar'sche Truppen ihre Posten, dann wurde durch kurze Trommelwirbel das Zeichen zur Ruhe gegeben und Reiter und Fußvolk streckten die ermüdeten Glieder zum Schlafe auf Wiesengrund und Stoppelfeld nieder, wo sie vielleicht, ehe die nächste Nacht hereinbrach, als erstarrte Leichen liegen sollten.

Manches Auge mochte daher, ehe es sich zum Schlummer schloß, noch einen bedenklichen Blick auf die jenseitige Anhöhe werfen, wo die Feinde sich gelagert hatten. Inmitten derselben verriethen die Pechfackeln den Ort, an dem der Reisewagen des Königs von Ungarn stand, den für diese Stunden sein Verwandter, der Cardinalinfant von Spanien, theilte. Dort hatten sich zu Anfang der Nacht gleichfalls sämmtliche Generale zum Kriegsrath versammelt; dann war ein Priester berufen worden, um dem König und dem Cardinal das vielleicht

letzte Abendmahl zu reichen, und hierauf versuchten noch beide, sich für die Anstrengungen des kommenden Tages durch einen kurzen Schlaf zu stärken, während der wilde Herzog von Lothringen, der Feldherr des bairisch-ligistischen Heeres, keiner Ruhe bedürftig, die Nacht in unausgesetzter Thätigkeit auf dem Pferde verbrachte.

Sobald das Morgenroth emporglühte, der Tag heraufdämmerte, weckten Trommeln die Weimar'schen Truppen. Noch war es zu früh, um die Schlacht zu eröffnen; die Frühstunde des Tages sollte benützt werden, um auf das ernste Tagewerk vorzubereiten; die Feldprediger traten hervor, die Truppen knieten in Kreisen umher. Auch Herzog Bernhard war aus seinem Zelte getreten und kniete an der Fronte seines Leibregiments.

Tiefer Ernst, Sammlung und Feier der Andacht drückten sich in seiner Haltung, seiner Miene aus; sein Blick war zum Himmel gerichtet und schien den Herrn zu suchen, der das Schicksal der Schlachten lenkt, für dessen Wort der Kampf entbrannt war.

Endlich ertheilte der Feldprediger den Segen und die Knieenden erhoben sich. Der Herzog be-

stieg sein Pferd, ritt dann nach einer nahegelegenen Anhöhe, von der er den Blick über seine sämmtlichen Truppen und hinüber auf's feindliche Lager hatte.

Auf seinen Rath wurde die bevorstehende Schlacht geschlagen; sein Gebot führte all' diese Schaaren dem Tode ins Auge. War's dieser Gedanke, der so tiefen Ernst in seinen Mienen hervorrief? Wie dem sein mochte, er schwankte und zagte nicht; er wandte sich wieder ab, und sein Wink berief die Adjutanten herbei, denen er wenige Worte sagte. Sie ritten sofort hinweg, und überbrachten den verschiedenen Posten des Heeres die Losung: „Gott mit uns!"

Noch eine halbe Stunde erhielten die Truppen Rast, um die Frühstücksrationen zu verzehren, darauf wurden sie in Reih und Glied gerufen, es wurden die seit Gustav Adolf üblichen Viereck gebildet, und jeder Regimentschef nahm mit den Seinen die Stellung ein, die der Schlachten=Plan des herzoglichen Feldherrn ihm zuwies. Jetzt war Alles bereit, sämmtliche Truppen in Erwartung des Befehls zum Angriff.

Herzog Bernhard ritt umher, um jeden Corps einige Worte der Ermahnung und Ermunterung zu

spenden, die stets mit lauten Kundgebungen der Begeisterung aufgenommen wurden. Dann nahm er seinen Standpunkt wieder auf der Anhöhe bei dem Geschütze und sein Adlerauge schweifte über die feindlichen Posten hin, während sich in den edelgeschnittenen, aber mehr stark ausgeprägten als schönen Zügen des länglichen etwas hagern Gesichts die brennende Erwartung verrieth, mit der er einer Nachricht von Horn entgegensah, die ihm gestattete, den Angriff zu eröffnen. Jetzt verdüsterte sich seine Miene, sein Blick schien Beobachtungen zu machen, die ihm nicht erwünscht waren.

„Die Kaiserlichen haben ihre Schanzen bedeutend verstärkt; scheints euch nicht so, Starrschädel?" redete er einen Regimentsadjutanten an, der in ehrerbietiger Entfernung von ihm stand.

„Unzweifelhaft, mein Feldherr! Auf der spanischen Seite sind sie noch jetzt damit beschäftigt, wie ich auf meiner Sendung nach dem rechten Flügel wahrgenommen," antwortete derselbe.

„Um so härteren Stand wird Horn haben," fuhr der Feldherr fort; „jeder Augenblick seines Zögerns ist jetzt für die Kaiserlichen ein Schritt vorwärts,

für uns ein Verlust! — Seht Ihr nicht eine Bewegung von Nördlingen gegen das Lager hin?"

„Es scheint ein Truppenmarsch zu sein, mein Feldherr; die Bäume verhindern, es genau zu beobachten," meinte der Adjutant. „Es ist ein Truppenmarsch, unzweifelhaft; sie nützen die Zeit, um die vor Nördlingen lagernden Truppen noch heranzuziehen, ehe wir sie abschneiden! Das sollte nicht geschehen sein! — Wird Horn mit seiner Schlachtordnung niemals zu Stande kommen? Reitet in's Thal hinab, Starrschädel, zu unsern äußersten Posten; Ihr seid rasch zu Pferd; sobald eine Nachricht vom rechten Flügel ankommt, nehmt sie entgegen und eilt mit ihr hierher!" befahl Bernhard.

„Sehr wohl, mein Feldherr, antwortete der Adjutant mit militairischem Gruße und eilte hinweg. Nicht mit Unrecht hatte Bernhard ihn als rasch gerühmt; nach kürzester Frist stand er beim äußersten Posten, mit Ungeduld nach der Richtung schauend, aus der die ersehnte Nachricht kommen mußte.

Der junge Mann, der hoch in der Gunst des Herzogs stand, war Adjutant in dessen Leibregimente; wenige Jahre jünger als Bernhard, überragte

er den Feldherrn an Wuchs; im Lederkoller prägte sich der kräftige Bau seiner Gestalt aus, der offengestickte Halskragen ließ die Bewegung des Hauptes frei; auf dem lockigen Haare saß ein Federhut, und unter demselben blickte ein Gesicht mit kühngeschnittenen Zügen, feurigem Auge und dem braunen Schnurr- und Knebelbart, der jetzt allgemeine Kriegssitte geworden war. Von jener bangen Spannung, die in solchen ernsten Augenblicken auch den Muthigsten beschleichen kann, war nicht eine Spur in seinen Zügen, die in ungeduldiger Erwartung des Kampfes glühten, zu lesen. Er achtete kaum auf einen Reitereiofficier, der unweit von ihm auf einem Steine saß, und während sein Reitknecht in geringer Entfernung sein Pferd hielt, abwechselnd einer zinnernen Flasche zusprach, und die Bruchstücke eines Liedes summte:

„Ein Löw' nach groß'm Verlangen
„Mit einem Schwerdt gerüst't,
„Enthäuptet eine Schlangen,
„Welch' ist der Antichrist,
„Mit ihren dreien Kronen
„Vorhin verwundet zwier,
„Der Löw' thut ihr nicht schonen,
„Das dritte giebt er ihr!"

„Wird's bald zum Angriff gehen, Adjutant Starrschädel? Seit einer halben Stunde schon sitzen meine Schwadronen im Sattel; dauerts noch lange, so verrauscht ihr Muth, um so mehr, da die Feldflaschen leer werden!“ unterbrach er sich jetzt.

„Es fehlt noch am Feldmarschall Horn. Unordnungen im Zuge haben dessen Truppenmärsche aufgehalten, so, daß sie noch nicht auf dem Schlachtfeld angekommen sind!“ erwiderte der Adjutant düster.

„Horn ist der Zögerer,“ äußerte der andere Officier. „Hört, Adjutant, wißt Ihr eigentlich, weshalb derselbe für einen Kriegshelden gilt? Eine Schlacht hat er, so viel mir bewußt ist, noch nicht gewonnen, obwohl er im Uebrigen ein wackerer Mann sein mag! — Ueberhaupt — ich hasse die Spanier als guter protestantischer Christ, aber am besten, meine ich, wäre es, wenn alle Fremden, Freunde wie Feinde, Spanier, Franzosen und Schweden zum Teufel gingen! Wir könnten unsre Religionsfreiheit allein erkämpfen — so weit sich's noch um diese handelt!“

„Und um was soll sich's sonst handeln?“ fragte der Adjutant.

„Um was?“ Nun, das wird der Adjutant Starrschädel vermuthlich besser zu sagen wissen, als ich; die Schweden wollen ein schön Stück Landes für ihre Mühe haben und einen steten Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten behalten; sie haben eine Weile die Herren gespielt, und es hat ihnen gefallen, für eine Weltmacht zu gelten. Warum aber Richelieu den deutschen Krieg schürt, wird er sicher wissen; aus Großmuth gegen die Protestanten doch schwerlich. — Es wird einem wunderlich zu Muth, wenn man dieß Alles bedenkt, besonders vor dem Beginn einer Schlacht!“

„Nun, und wenn Schweden und Franzosen in deutschem Blute die Hände waschen, wer ist daran Schuld, als Oesterreich und seine spanischen Rathgeber? Gott weiß, lieber sollten sich Oxenstierna und Richelieu in das Reich theilen und der deutsche Name aufhören, ehe wir spanische Inquisitoren auf unserem Boden sehen wollen!“ rief der Adjutant aus.

„Das möchte freilich noch schlimmer sein, als selbst der Krieg,“ meinte der Hauptmann; „aber ich denke doch, da ist nichts mehr zu fürchten; so viel hat auch im schlimmsten Falle der Krieg Ferdinand

und seine Jesuiten gelehrt. — Im Uebrigen ist der Krieg Ruin für Land und Volk, und auch für uns ist, weiß Gott, wenig Freude dabei. — Sagt mir einmal, Adjutant, um von diesen unerquicklichen Dingen abzukommen, habt ihr zu dieser Stunde nicht auch andere Gedanken, als an Glaubensfreiheit und Inquisition?"

„Ich versteh Euch nicht, Hauptmann," sagte der Adjutant trocken.

„Nun, lebt keine Daphne, der Ihr einen Gruß auf Zephirs Flügeln schicken möchtet, ehe die Kanonen zu spielen beginnen? — Seid aufrichtig gegen einen Kameraden, Ihr waret bis jetzt so gleichgültig gegen das schöne Geschlecht, wie unser Feldherr. Aber hat nicht jenes blonde Rathsherrntöchterlein zu Göppingen in Würtemberg Euer tapferes Herz bezwungen? Erröthet nicht darob; vor solch sanften Frauenaugen haben die stolzesten Helden die Fahnen schon gesenkt!"

„Es ist wahr," sagte der Adjutant, der anfangs die Braunen finster zusammengezogen hatte, aber dann von theurer Erinnerung überwältigt wurde; „ich habe stolzere, schönere Frauen gesehen und bin

kalt geblieben, und nun! — Es ist ein ganz einfach Mädchen, schüchtern wie ein Kind, aber mild und lieblich! Ich glaube, es war gerade diese Milde, die mich — bezwungen hat, wie Ihr Euch ausdrückt, Hauptmann!"

„Ja, es kommt einem an, ehe man sichs versieht, und doch ergiebt man sich gerne!" seufzte der Hauptmann, der mehrfache Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht zu haben schien; „aber sagt, warum schlinget Ihr die Rosenfesseln nicht fester? Der Feldherr ist Euch gewogen, er wird Euch die Einwilligung zur Heirath nicht versagen, und es ist manch' jüngerer Officier im Heer verheirathet!"

„Verheirathet?" sprach der Adjutant in plötzlicher Bitterkeit; „wird eine Bürgerstochter der angewöhnten Gemächlichkeit entsagen, um einem Mann, den sie liebt, in's Feld zu folgen? Gilts in den Augen ihrer Familie nicht schon für eine Verirrung, wenn eine ehrsame Jungfrau ihr Herz an einen Kriegsmann hängt, der mit Leib und Blut, ja mit dem Opfer der Freude und Ruhe des Lebens dem Bürger seinen Herd schützt und seine Glaubensfreiheit erkauft; dazu sind wir gut, aber ihre Töchter führt nur ein reicher Kaufmann oder ein

Schreiber in steifer Halskrause und gebürstetem Sammtwamse heim!“

„Und das laßt Ihr geschehen? Im Grunde könnt Ihr's dem Mägdlein nicht verdenken, wenn sie kein Soldatenweib werden will, ich möchte, wenn ich so weit wäre, mein Weib auch nicht in dieses wilde Leben führen. An Eurer Stelle zöge ich den Kriegsrock aus und machte mich in der Stadt ansässig, nachdem ich Ellenritter und Federhelden ausgestochen. Es wäre dieß kein übler Schluß Eurer kriegerischen Laufbahn,“ meinte der Hauptmann.

„Nun und nimmermehr,“ rief der Adjutant aus; das Weib folge dem Mann, nicht der Mann dem Weibe. Als Fähndrich trat ich unter die Fahnen, da Herzog Bernhard vor zwölf Jahren die erste Trommel rühren ließ; ich werde, so Gott mich nicht früher hinwegruft, der Fahne folgen, so lange mein Feldherr sie führt, und das wird geschehen, so lange noch ein Jesuit und ein Spanier in Deutschland weilt, so lange Oesterreichs Macht nicht gebrochen und die deutsche Freiheit gesichert ist!“

„Ein Jeder nach seinem Gusto und Valor,“ versetzte der Hauptmann; „ich dachte meist auch wie Ihr, aber ich läugne nicht, ich bin der Sache herz=

lich satt geworden. Darum ich mich resolviret, nach der Affaire von Nördlingen, der ich Ehrenhalber nicht ausweichen wollte, meinen Abschied zu nehmen, mir irgendwo eine Hütte zu bauen, und eine Cloe oder Phillis zu suchen, dieselbe mit mir zu theilen. — Versteht mich recht, Ihr fragt wenig nach Poesie, kennt wohl nicht einmal Martin Opitz, den Schwan von Bober, der jetzt mit seinem süßen Gesang den rauhen Kriegslärm zu übertönen sucht; wenn ich also von einer Hütte sprach, so meinte ich ein gutes stattliches Haus; auch denke ich nicht selbst zu pflügen und zu Markte zu fahren, sondern hoffe, wenn mir nach der heutigen Victoria der restirende Sold ausbezahlt und ein Antheil von der Kriegsbeute zufallen wird, so viel zu besitzen, um meinen Knecht für mich arbeiten zu lassen! — — Ihr blicket verächtlich auf mich, aber wartet nur, ob nicht eine Zeit kommt, wo Ihr — —"

„Halt, was ist das?" unterbrach ihn der Adjutant, „es wurde das Geknatter einer Gewehrsalve vernehmbar, der bald Kanonendonner folgte.

„Das ist auf dem rechten Flügel; sie haben den Angriff begonnen!" rief der Hauptmann, indem er sich rasch erhob und zu seinem Pferde trat, um sich

unverzüglich an die Spitze seiner Schwadron zu begeben.

Der Adjutant antwortete nicht mehr; er war hinweggesprengt, um Augenschein von dem Vorgefallenen zu nehmen.

Als er zu den Weimar'schen Truppen zurückkehrte, traf er auch hier schon alles in voller Bewegung.

Trompetensignale tönten auf und ab; Adjutanten sprengten hin und her; die Reiterei, unter dem Obersten Taupadell stehend, rückte bereits zum Angriff vor, das Geschütz sollte diesen unterstützen. Kaum konnte der Adjutant zum Feldherrn gelangen, der hier persönlich befehligte.

„Sind Horns Truppen angekommen?" rief ihm derselbe zu, sobald er seiner gewahr wurde.

„„Die Artillerie, mein Feldherr, aber das Fußvolk noch nicht. Es sei durch die Artillerie aufgehalten worden, die sich durch ein Mißverständniß vorangestellt und auf dem unbekannten Wege verschiedene Unfälle gehabt habe.""

„Und dennoch läßt der Feldmarschall den Angriff eröffnen?" fragte Bernhard erstaunt.

„„Ein Irrthum des Oberstleutenant Witzleben; der Feldmarschall hatte es nicht beabsichtigt!““

„Unfälle und Mißverständnisse!“ rief Bernhard aus, den Bericht unterbrechend; „bei Gott und seinem heiligen Evangelium! Wie kann der Feldmarschall mit lauter Mißverständnissen beginnen? Sind denn keine geschulten Officiere, ist keine Ordnung mehr unter seinen Truppen? — — Ach, seht Starrschädel, unsere Reiterei haut ein, die Schlacht ist eröffnet, Gott steh uns zur Seite!“

Auch der Adjutant fühlte sein Herz pochen, es trat eine Pause tiefen Schweigens ein, während welcher der Feldherr und sein Untergebener unverwandt auf die Ebene hinabblickten, in der das Treffen begonnen.

„Der Angriff wurde gegen die Kroaten gerichtet, Johann von Werth führt diese an?“ fragte Starrschädel endlich.

„Ja; ein Feldherr, der seines Gleichen sucht, obwohl er als gemeiner Streiter begonnen! — Aber unsere Reiterei dehnt sich zu sehr aus; meldet Oberst Taupadell, ich halte dafür, daß er sie mehr zusammenziehen soll.“

Starrschädel ritt hinweg, während der Feldherr

einem zweiten Adjutanten Ordre an die Infanterie gab, und dann den Kanoniren, die mit glimmenden Lunten bereit standen, zum Losbrennen commandirte.

Die Schlacht war nun in vollem Gange; Pulverrauch und Kanonendonner steigerten bald den natürlichen Muth der Truppen zu jenem wilden Taumel, der nöthig ist, wo der Soldat schonungslos im Blute seiner Brüder baden soll.

Die Sonne stieg höher, sie beleuchtete heute auf dem Felde, wo sonst Viehheerden weideten und der Bauer die Frucht des Ackers zog, nur grauses Blutgetümmel. Von den vier Kirchthürmen, die sich im Bereiche des Schlachtfeldes aus so viel Dörfern erhoben, rief heute kein Glockenklang zur Schule oder zum häuslichen Gebete, denn die Dörfer waren verlassen, die Einwohner hatten sich in Wälder und Gebirge geflüchtet; nur der Kanonendonner hallte durch die zitternden Lüfte hin. Blindlings setzten die Soldaten Leben um Leben ein; die Officiere commandirten sich heiser; fieberisch glühten Aller Augen, stürmisch schienen Aller Herzen zu pochen; nur den Einen, der für sie Alle ein Auge haben mußte, der über das ganze grause Getümmel die leitende Hand hielt, ihn trafen seine Adjutanten stets

bei ungetrübtem Blick, unverwirrter Besonnenheit; ihm schien die Erinnerung an Lützen vorzuschweben, wo die Schlacht nicht heißer und am Ausgang nicht Höheres gelegen war. Hatte er doch bereits in der Wahl der Losung die Erinnerung an jenen Tag ausgesprochen.

Mit geschwärztem Gesicht und versengter Feldbinde stand er wieder bei dem Geschütz, als Starrschädel herangesprengt kam, um zu melden, daß auf dem linken Flügel ein Unglück stattgefunden. Im Augenblicke nämlich, da eine Schanze glücklich erstürmt worden, hatte die Entladung einer feindlichen Mine tausend Mann in die Luft gesprengt und die Uebrigen in die Flucht getrieben.

„In die Flucht? Eilt! Graf Thurn soll ihnen mit zwei Regimentern zu Hülfe kommen," beschied Bernhard mit raschem Entschlusse.

Der Adjutant ritt hinweg.

„Das kommt ungelegen," äußerte Christof von Grün, der Generaladjutant, der neben dem Feldherrn stand. „Feldmarschall Horn streitet stets mit großer Unerschrockenheit, seine Anordnungen sind trefflich ausgedacht, aber sie werden wunderbar unglücklich ausgeführt!"

„Es sind manche Fehler vorgegangen," bestätigte Bernhard, „aber noch können sie verbessert werden; gelingt es, wie ich hoffe, Horn, mit Hülfe unsrer Regimenter die spanischen Schanzen zu stürmen, so ist alles gut. Unser Fußvolk dringt wacker auf die Kaiserlichen ein; auch die Reiterei kämpft jetzt mit Glück. Wir können bis zum Abend die Schlacht zur günstigen Entscheidung bringen. — Ha! seht, wie unsre Kugeln ganze Reihen niederreißen! Feuert rascher! Das Regiment Fußvolk muß vernichtet werden!"

Eine Stunde später befand sich der Feldherr eben bei dem Fußvolke, das er weiter vorrücken ließ, als die Meldung kam, daß die beiden Regimenter stark geschwächt zurückgekehrt, indem sie nach siebenzehn unglücklichen Angriffen dem Feind das Terrain überlassen mußten, das sie vom rechten Flügel abschnitt. Ihnen folgte auf dem Fuße ein Adjutant des Feldmarschalls Horn, der den Herzog bat, in den Rückzug zu willigen, da der Feldmarschall im Rücken und in den Flanken bedroht sei.

„Rückzug?" rief Bernhard, und sein Auge sprühte; „noch ists nicht Mittag, unsere Truppen sind frisch, dringen Schritt für Schritt vorwärts! Nun und

nimmermehr willige ich in Rückzug, ehe der Abend gekommen!“

Und aufs Neue wendete er sein Auge dem Fußvolk zu; die Entscheidung der Schlacht mußte errungen werden. Bald aber kam ein zweiter Bote mit derselben Bitte.

Die wohlbekannte ängstliche Vorsicht Horns verwünschend, wiederholte Bernhard seine Erklärung; eine ungünstige Position konnte ja wieder ausgeglichen werden.

Er ritt den Hügel wieder hinan, um den Stand der Schlacht zu überblicken, und begab sich hierauf zur Reiterei, um sie persönlich anzufeuern; dort traf ihn der dritte Bote, um ihm zu melden, daß der Feldmarschall sich unmöglich länger halten könne.

Bernhard biß die Lippen zusammen und antwortete lange nicht. Die eben um ihn versammelten Officiere verharrten in erwartungsvollem Schweigen; durch die Reihen der Reiterei hatte sich schnell das Gerücht böser Nachrichten vom rechten Flügel verbreitet und drohte den Eifer zu lähmen.

„In Gottes Namen,“ sprach Bernhard endlich finster: „Der Feldmarschall trete seinen Rückzug an; mein Fußvolk wird den Wald besetzen, um ihm den

Weg zu decken, und meine Reiterei das Feld so lange behaupten, bis der Feldmarschall festen Fuß auf der Höhe bei Hirnheim gefaßt!"

Der fremde Adjutant eilte hinweg.

Ohne an seine Umgebung ein weiteres Wort zu richten, verließ Bernhard die Anhöhe, um die Anstalten, die den Rückzug des rechten Flügels decken sollten, persönlich zu treffen. Er bewerkstelligte die Besetzung eines Waldes durch die Infantrie, wodurch Horn die Flanke gedeckt war; da erscholl plötzlich der Ruf: „Unsere Cavallerie kommt in's Weichen!"

„Das fehlte uns noch," brach Bernhard aus; „Oberst Schneidewein! führet die Stellung des Fußvolkes aus, wie ich sie angeordnet; ich muß hinweg!" und das Pferd wendend, eilte er selbst nach dem gefährdeten Posten.

In der That, seine Anwesenheit that noth. Die Reiterei war in vollkommenem Weichen, ja, die Schwadronen waren in völlige Verwirrung gerathen; das Hagelgeschütz des Feindes so stark, daß Stand zu halten fast Unmöglichkeit schien.

Mit einem Blick hatte der Herzog die ganze Gefahr ins Auge gefaßt.

„Grün!“ rief er aus, getraut Ihr Euch von der Nördlinger Straße her dem Isolani in die Flanken zu fallen?“

„Es wird und muß möglich sein, mein Feldherr!“ antwortete der Generaladjutant.

„So nehmt vier Schwadronen und schwenkt hinüber! Man hat unsre Absicht bemerkt, und da Horn gedeckt ist, alle Kräfte auf uns geworfen. Wird der Feind nicht in einige Confusion gebracht, so ist alles verloren, unsere Reiterei kann nicht mehr Stand halten!“ beschied Bernhard.

„Sehr wohl, mein Feldherr!“ sprach der Generaladjutant, der wohl das Gefährliche des Auftrags erkannte, aber auch einsah, von welcher Wichtigkeit derselbe war. „Neunte bis zwölfte Schwadron, links um schwenkt Euch!“ erscholl gleich darauf seine Stimme.

Indem nun Bernhard durch die übrigen weichenden Schaaren hinritt, erklang auch sein Comando: „Haltet an! Nicht geschwenkt! Vorwärts in den Feind! Gott mit uns!“

Es gelang seinem energischen Willen, die Ordnung mitten unter dem heißesten Feuer wieder herzustellen, die Reiterei auf's Neue zum Einhauen zu

bringen. Wurde nur das Feld so lange behauptet, bis Horn seinen Rückzug sicher vollendet, so konnte auch er dasselbe verlassen; der Rückzug war dann noch keine Niederlage. Neben ihm fielen mehrere hohe Officiere, ein Markgraf von Anspach darunter; keine Kugel aber traf Bernhard, obwohl er allen ausgesetzt stand. Von Augenblick zu Augenblick hoffte er nun, das sich in Folge des Angriffs durch Grün das feindliche Feuer theilen und schwächen werde. Aber er hoffte vergeblich; das Feuer verstärkte sich; die feindlichen Massen waren zahlreich genug, Weimar's sämmtliche Truppen zu erdrücken.

Dreimal durch Johann von Werth mit Hülfe des schweren Geschützes zurückgeworfen, versuchte Grün jetzt zum viertenmal vorzudringen. Aber die Soldaten, bis zur Hälfte gefallen, verweigerten den nochmaligen Angriff. Grün mußte sich entschließen, sie zurückzuführen, sollten sie nicht ganz zusammengeschossen werden. Auch auf Bernhards Standpunkt war aus dem Treffen ein wildes Handgemenge geworden. Im letzten verzweifelten Versuch, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, hatte der Feldherr die Standarte seines Leibregiments

ergriffen; aber das Ungestüm des feindlichen Andranges wurde so groß, daß ihm dieselbe von dem wilden Herzog von Lothringen, dem Feldherrn der Liga, persönlich aus der Hand gerissen wurde. Kaum gelang es ihm, sich zu retten.

„Zurück auf die Höhe von Hirnheim dort sammeln wir die Schaaren wieder!“ rief er Grün und Starrschädel zu, die sich zu ihm hindurchgedrängt hatten.

Während sie hinsprengten, fiel Grün's Blick auf den Wald zur Seite. „Das Fußvolk ist preisgegeben,“ äußerte er beklommen. Es wird in die Pfanne gehauen, denn Oberst Schneidewein, der commandirt, wird keinen Pardon nehmen!“

„Auch die ganze Artillerie ist in Feindeshände gefallen,“ setzte Starrschädel hinzu.

„Vorwärts, die Reiterei noch zu retten! Horn muß seine Artillerie und sein Fußvolk in Sicherheit gebracht haben!“ rief Bernhard aus, nachdem er einen qualvollen Blick auf die Anhöhe und den Waldsaum geworfen hatte, wo seine muthigen Schaaren, vom Rückzug abgeschnitten, bis zum letzten Mann fielen.

„Glauben Euer Gnaden dem rechten Flügel in

Sicherheit?" fragte nach einer Pause mit bedenklichem Blick auf den Weg, den sie verfolgten, der Generaladjutant.

„Ich hoffe es! Sie hatten Zeit, sich in aller Ordnung zurückzuziehen, während — — Halt! Blickt vorwärts! Was bedeutet dieß?" rief der Herzog aus.

„Das sind die Truppen des rechten Flügels, noch im Rückzug begriffen; die Unseren stürzen sich auf sie; Gott sei uns gnädig! Sie reißen alles mit in die Flucht!" antwortete Grün.

Dem war so. Der wilde Strom der fliehenden Reiterei stieß auf die Schwadronen des rechten Flügels, die sich bis daher in vorsichtiger Ordnung zurückgezogen. Nun lösten auch diese sich auf, und Alles sprengte in wilder Flucht der Höhe von Hirnheim zu, die am meisten Sicherheit zu bieten schien.

Einhalt zu thun, war nun nicht mehr möglich. Bernhard eilte nur, dem Strome der Fliehenden zuvor zu kommen, um sie in einiger Entfernung vom Schlachtfelde noch einmal zum Stehen zu bringen.

Auf der Höhe angekommen überblickte er rasch das Terrain.

„Reitet mit so viel Mann, als Ihr in Eile sammeln könnt, nach Nehresheim," rief er dem Generaladjutanten zu; „werdet Ihr dort überfallen, so verbrennt meine geheime Kanzlei, und vertheilt Geld und Juwelen, damit sie nicht in die Hände des Feindes fallen, unter die dort weilenden Officiere; Starrschädel soll — —"

„Mein Feldherr! Mir gestattet an Euer Gnaden Seite zu fechten und zu fallen," rief der Adjutant des Leibregiments.

„Nun denn, so beeilet Euch, Grün! Starrschädel, helft mir die Schwadronen zum Stehen zu bringen!" befahl der Feldherr.

Der Generaladjutant eilte hinweg.

Der Feldherr, unterstützt von seinen Adjutanten und andern Officieren jeden Ranges, versuchte noch einmal mit aller Energie einige Ordnung zu schaffen; das Gleiche suchten, unweit von ihnen, Horn und Kratz zu bewerkstelligen. Es gelang nothdürftig einige Schaaren zu sammeln; Bernhard und Kratz, die zusammengetroffen, beriethen sich, während die Officiere noch weitere Mannschaft in Reih und Glied riefen, über die beste Weise des ferneren Rückzugs.

Da drang plötzlich der Ruf: „die Kroaten!“ durch die erschrockenen Reihen. Feldherrn und Officiere stoben auseinander, um sich unter die wenigen Truppen zu vertheilen; schon fielen Schüsse.

„Sagt Oberst Taupadell, sagt den Schwadronen, daß sie sich retten, an Widerstand ist nicht mehr zu denken. Wo möglich, sollen sie den Weg nach dem Filsthale einschlagen, um zu den Truppen des Rheingrafen zu stoßen,“ befahl Bernhard seinem Adjutanten.

Dieser flog hinweg, um die Weisung des Feldherrn zu ertheilen, wo immer er nur eine kleine Reitertruppe sah, die in eignem Muthe, oder angefeuert durch einen Officier, dem Feinde noch einmal die Fronte bieten wollte. Nur den Oberst fand er nicht, an den sein Bericht besonders gelautet hatte.

Indessen war das Feld von Kroaten überschwemmt worden, die mit ihren raschen Pferden den Flüchtlingen nacheilten, um sie niederzuhauen. Es war Tollkühnheit, hier noch zu verweilen, wo nichts mehr zu retten war. Starrschädel richtete den Blick wieder nach dem Feldherrn, ohne den er um keinen Preis das Feld verlassen wollte. Er sah ihn im

ärgsten Getümmel, erkannte ihn am Federhut und seinem Pferde. Die Kugeln umschwirrten, Säbel umblitzten ihn; der junge Officier hätte jeden Hieb mit der eignen Brust auffangen mögen, aber es kostete ihn die höchste Anstrengung, zu dem Punkte zu gelangen, wo Bernhard stritt.

Plötzlich stockten seine Pulse; er sah das Pferd des Feldherrn stürzen. Nun wurden seine Anstrengungen, den Platz zu erreichen, verzweifelt. Er drang mit aller Kühnheit durch das blutige Gewühl, das allenthalben wogte. Ein Kroate faßte den Zügel seines Pferdes, um ihn zum Gefangenen zu machen; er hieb ihn nieder; eine Kugel verwundete ihn an der Schulter, er beachtete es nicht, und gelangte endlich zu dem Knäuel, aus dem noch vor Kurzem die Gestalt des fürstlichen Feldherrn geragt hatte.

So eben entwirrte sich derselbe; einige der Kroaten schienen Flüchtlingen nachzujagen, andere wichtige Gefangene wegzuführen. Der noch eben so belebte Platz war nur noch von Leichen besät.

Wo aber war Bernhard? Auf dem Boden hingestreckt lag dessen getödtetes Pferd; Starrschädel gerann das Blut; sein Blick überflog die Leichen. Er athmete um etwas leichter; als er Bernhard

nicht unter ihnen auffand. Dagegen erkannte er den Reiterhauptmann, der am Morgen vor dem Angriff so gemüthlich von seinen Zukunftsplänen gesprochen hatte. Noch war Leben in ihm, auch schien er den Adjutanten zu erkennen, denn er schlug die halbgebrochenen Augen zu ihm auf und machte ein Zeichen mit der Hand.

„Wißt Ihr etwas vom Feldherrn? Um Gotteswillen sprecht, wenn Ihr noch könnt!" rief Starrschädel aus, indem er sich aus dem Sattel zu ihm herabbeugte.

Der Sterbende bewegte die Lippen, aber er brachte keinen Laut mehr hervor, er wiederholte das Zeichen mit der Hand, das Starrschädel vergebens zu deuten suchte. Indem der Hauptmann noch einmal die Lippen öffnete, brachen mit dem letzten Seufzer seine Augen.

Obwohl der Adjutant schon manchen Sterbenden den letzten Seufzer aushauchen gesehen, so durchrieselte ihn doch in diesem Augenblicke ein Schauder. Wie ungerne mußte der Todte aus dem Leben geschieden sein, eben, wo er hoffte, es noch friedlich zu genießen! Wie gerne hätte der jüngere Kamerad mit ihm tauschen mögen, er, dem in die-

sem Augenlick alles zertrümmert schien, woran sein Leben gekettet; die Sache, für die er stritt, verloren, der Feldherr todt oder gefangen; hatte sein Herz je sonst noch weitere Wünsche und Pläne gehegt, so waren sie ihm jetzt weit in den Hintergrund gerückt, wenn nicht erloschen.

Mehrere Augenblicke, während diese Gedanken ihn durchkreuzten, stand er noch neben dem Todten, da erschreckte ihn plötzlich der gellende Ruf: „Nimm Pardon! Gieb Waffen ab!“ zum Bewußtsein des Augenblicks zurück. Er blickte auf und sah nur wenige Schritte hinter sich drei Kroaten nahen, die ihm Pardon boten, weil seine Kleidung den Officier von einiger Bedeutung verrieth. Ohne ihnen zu antworten, gab er seinem Pferde die Sporen, und enteilte auf dem Wege den die Meisten der Flüchtlinge eingeschlagen. Die Kroaten setzten ihm nach, doch sein Pferd, eines der besten im Regiment, hielt sich jetzt wacker, da es wohl ahnen mochte, daß es Leben und Freiheit seines Herrn zu retten gelte!

In dem tapfern Reiter, der noch eben jene beiden hohen Güter fast für werthlos angeschlagen, machte sich jetzt, da er sie bedroht sah, das allge-

meine menschliche Gefühl geltend, und ohne noch länger über die Betrachtung alles Verlorenen zu sinnen, strebte er, seine eigne Rettung zu erlangen. Schwer war diese zu erringen. Zwar hatte er sich bald mit einigen andern Flüchtlingen vereinigt, und es sammelte sich allmählich eine kleine Schaar, die der Vertheidigung wegen zusammenhielt, aber unablässig waren ihnen die Kroaten auf den Fersen.

Stunde um Stunde ging vorüber; es wurde Abend, die Pferde keuchten, lange konnten sie's nicht mehr aushalten, die Verfolger aber schienen sich bedeutend verstärkt zu haben; es waren nicht mehr Einzelne; es waren einige geordnete Schwadronen, offenbar in der Absicht ausgesandt, den geflüchteten Rest des schwedisch-deutschen Bundesheeres zu vernichten. Aber auf der Flucht zu sterben, war bitter. Alle diese Männer, die während der Schlacht dem Tode aus speienden Feuerschlünden furchtlos entgegengetreten, erbleichten jetzt bei jedem Hufschlag, der von ihren Verfolgern hörbar wurde.

Die Begeisterung des Kampfes, der Taumel der Schlacht, die über das natürliche Gefühl hinwegführten, sie waren vorüber. Der ehrenvolle Tod auf dem Schlachtfeld wäre ihnen erwünscht ge-

wesen, nicht aber der auf der Flucht, nachdem bereits die Niederlage vollendet und erlebt war.

Schon dunkelte es in dem Walde, durch den sie ritten, als plötzlich der donnernde Ruf von vornen: „Wer da?“ die erschrockenen Reihen zum Stehen brachte.

„Schweden! Weimaraner! Gott mit uns!“ rief Starrschädel, der noch am meisten Geistesgegenwart behalten hatte.

„Adjutant Starrschädel? Ich kenn' Euch an der Stimme. Ich bin's, Oberst Taupadell! Seid Ihr zu Vielen?“ lautete der Gegenruf.

„Gegen hundert Mann! Habt Ihr Kunde vom Feldherrn, Herr Oberst?“ „Ich erwartete sie von Euch!“ antwortete der Oberst. „Als ich versprengt wurde, war der Herzog noch auf dem Felde! — Aber — es fallen Schüsse, sind die Kroaten so nahe?“

„Etliche Schwadronen folgen uns auf dem Fuße. Zum Kampfe können wir nicht wider sie stehen und doch halten die Pferde nicht mehr aus!“ sagte Starrschädel, der indessen zu dem Oberst herangeritten war.

„Feuert gegen sie! Feuert, und wär's nur in

die Luft!" rief der Oberst. „Wir sind am Fuße der Alb; die Truppen des Rheingrafen können nicht mehr ferne sein; sie werden zu Hülfe eilen, wenn sie das Kreuzfeuer hören!"

Viele der fliehenden — der Oberst hatte ebenfalls einige Hundert mit sich — richteten ihre Musqueten nach den Kroaten und drückten ab; dann gings wieder vorwärts mit verhängtem Zügel.

II.

Wenige Stunden weiter landeinwärts im Filsthale, am Fuße der Alb, lag das noch heute blühende Städtchen Göppingen. Dort waren am Morgen des verhängnißvollen Tages die Truppen des Rheingrafen abgezogen, die auf dem Marsche von Nördlingen hier übernachtet hatten. Ihnen hatte sich der Herzog des Landes anschließen wollen, der sich deshalb mit einigen Räthen nach Göppingen begeben, doch hatte er den Entschluß noch über Nacht geändert und war hier zurückgeblieben. Nach dem Tumulte der Einquartierung war jetzt wieder tiefe

Ruhe in der Stadt eingekehrt. Der schöne Tag hatte die Bürger zur Feldarbeit gelockt, und selbst die Kinder, deren fröhlicher Lärm sonst die Straßen belebte, mochten den Eltern größtentheils ins Freie gefolgt sein.

In der obern Stadt, nahe dem Thore, stand damals ein ansehnliches Haus, welches der Rathsherr Joh. Con. Oexlin bewohnte. Der hohe Giebel desselben überragte alle Nebengebäude; die drei Stockwerke boten genügende Räume zur eigenen Behaglichkeit, für Gastfreunde, Gesinde und Vorräthe. Bei besondern Anlässen aber, oder für Gäste, die man ehren wollte, wurde die helle Erkerstube aufgeschlossen, welche mit ihren getäfelten Wänden, ihren aus runden Scheiben zusammengefügten Fenstern, ihren im Hause gewobenen rothen und weißen Vorhängen, ihren hochlehnigten, mit Leder überzogenen Stühlen, ihren Tischen und Schränken von Eichenholz, ein recht bürgerlich behagliches Aussehen hatte.

Dort in dem Erker, der einen Blick über die nahe Stadtmauer hinweg in's Freie gewährte, saß jetzt eine blühende Jungfrau, von feinen Linnen umgeben, an denen sie säumte. Sie schien allein zu

sein; — im weiten Hause wars stille —, nur ein Kind saß zu ihren Füßen, und schien, das Köpfchen auf ihre Kniee gelegt, süß entschlummert zu sein.

Der Tag war schwül gewesen, jetzt zogen frische Abendlüfte durch das geöffnete Schiebfenster und kühlten die heiße Stirne der Einsamen. Auf dem Simse dufteten Resede und Nelken; eine Brummfliege zog summend durch die Stube. Zwei Bilder an den Wänden, des Mädchens Großvater und Großmutter, lächelten, vom hereinfallenden Strahl der Abendsonne verklärt, freundlich auf sie nieder.

Nur dem Gemüthe der Einsamen schien die friedliche Ruhe des Abends ferne. Ein Ausdruck unverkennbarer Traurigkeit dämpfte den natürlichen Frohsinn des rosigen Gesichts, dessen Züge eben so fein als angenehm waren; das blaue, sonst so treuherzig in die Welt blickende Auge war jetzt trübe auf die Arbeit niedergesenkt. Ihre Gedanken aber streiften in die Weite, auf den Tummelplatz des Krieges, und je ungestörter die Stille um sie her, um so lebhafter wurden die Gedanken und Bilder, die sie peinigten.

Sie ließ die Arbeit sinken, legte die Hand ans Herz, und ihr Blick fiel auf das Kind zu ihren

Füßen. Wie neidete sie seinen harmlosen Schlummer; wie war ihr die Zeit solchen Friedens schon so weit entschwunden!

Sie hatte das schmerzende Haupt in die Hand gestützt, da redete unerwartet eine männliche Stimme sie an: „So traurig, Marie?“ das Mädchen schrak zusammen; sie hatte, in ihre schmerzlichen Gedanken versunken, überhört, daß Jemand in die Stube getreten, und wagte jetzt nicht, das Auge zu erheben, da der Klang der Stimme ihr nur zu bekannt schien. Sie konnte sich nicht erheben, um das Kind nicht zu wecken, bat daher, den Besuch mit versagender Stimme begrüßend, um Entschuldigung, und fügte hinzu, daß Oheim und Base, — sie war die Nichte des Rathsherrn — mit den Kindern auf dem Gute seien.

„Es ist Abend; sie werden wohl bald zurückkehren; ich erwarte sie hier, wenn Ihrs erlaubt,“ entgegnete der junge Mann bescheiden und holte einen Stuhl, um sich in achtungsvoller Entfernung ihr gegenüber zu setzen.

Sie antwortete nur durch eine schweigende Bejahung. Seine Anwesenheit schien ihr peinlich zu sein, und doch war er nicht von abstoßendem We-

sen. In seinem Blick und seinen angenehmen Zügen lag Sanftmuth und neben Verstand eine gewisse Schüchternheit. Seine Kleidung war höchst sorgfältig, aber der Schnitt derselben, die Halskrause und das geschnittene Haar, welche in neuerer Zeit durch den glatten Halskragen und die wallenden Locken der Militairtracht verdrängt wurden, gaben seiner Erscheinung etwas Ernsthaftes, das durch den nachdenklichen Ausdruck seines Gesichts noch erhöht wurde. „Ihr antwortet mir nicht Marie, sind wir uns so fremd geworden, denkt Ihr nicht mehr an die Zeit, da wir als Kinder so gerne mit einander gespielt, wenn ich in meinen Vacanzen zu meinem Pathen nach Göppingen kam?" fragte er wieder.

„Ihr waret immer sehr freundlich gegen mich, Herr Secretarius?" sagte die Jungfrau mit niedergeschlagenen Augen.

„Freundlich? O Marie!" fuhr er inniger fort; „wüßtet Ihr, wie Ihr als heiteres Kind mir schon so lieb waret, wie theuer Ihr mir in späterer Zeit wurdet; wie ich bescheiden geschwiegen und gewartet, bis es Zeit wäre, zu reden, und in welcher Hoffnung ich diesmal nach Göppingen gekommen! —

Und nun — ist es wahr, Marie, was man mir sagte, hat ein fremder Mann Euer Herz vorweggenommen, mein Glück und meine Hoffnung zerstört? Schenket Ihr ihm mehr Vertrauen als mir, den Ihr kennt, der Euch so lange im Herzen trug, dem Eure Verwandten Eure Hand mit Freuden geben würden?"

Immer beklommener ward es dem Mädchen, während der lebhaften Worte des Redners, sie wußte, daß ihre Verwandten ihn in seinen Wünschen unterstützten, daß dieselben erwarteten, er würde seine diesmalige Anwesenheit in Göppingen, durch den Aufenthalt des Herzogs veranlaßt, zu einer Erklärung benutzen, daß sie nie ihre Verbindung mit dem kühnen Kriegsmann zugeben würden, an dem gleichwohl ihr Herz mit aller Stärke erster Jugendliebe hing; sie mußte sich selbst sagen, daß sie wohl Recht hätten, aber der innere Kampf überwältigte sie und bitterlich weinend legte sie das Gesicht in die Hände.

„Marie, hab ich Euch wehe gethan?" rief der Secretarius bestürzt aus.

Sie vermochte nicht zu antworten, nicht aufzublicken. Durch ihre Bewegung aber war das kleine

Mädchen erwacht, schlang die Arme um sie, da es sie weinen sah und brach gleichfalls in Weinen aus.

Der Secretarius war in der peinlichsten Verlegenheit; er wollte beruhigen, trösten, ohne recht zu wissen wie? Da enthob ihn die Ankunft der Familie, durch die lauten Stimmen der Kinder schon auf der Treppe verkündigt, der schwierigen Aufgabe. Marie richtete sich auf und hatte eben noch Zeit, die Thränen zu trocknen, als die Kinder hereingestürmt kamen, denen der Rathsherr und seine Frau folgten. Während sich diese begrüßend an den Secretarius wandten, ergriff das Mädchen den Augenblick, um die Stube zu verlassen.

„Willkommen, Herr Secretarius! Haben den ganzen Tag Euch zu sehen gehofft! Sagt doch gleich, wie es gekommen, daß der Herzog nicht mit nach Nördlingen gezogen, wie es noch gestern hieß? Wird was befürchtet, sind schlimme Nachrichten angekommen?" frug der Rathsherr, ein rüstiger Vierziger, dem ein treuherziges Schwabengemüth aus dem Gesicht, und neben hellem Verstand ein unverwüstlicher Lebensmuth aus dem Auge blickten, den jungen Mann.

„Bis jetzt nicht, Herr Rathsherr! Gott wolle uns auch ferner vor solchen bewahren! Aber die

herzoglichen Räthe, denen auch die Landschafts-Ausschüsse beistimmten, widerriethen die persönliche Theilnahme Seiner fürstlichen Gnaden am Kriegszug, da sich jetzt des Kaisers eigener Sohn, König Ferdinandus im Heer befindet, und Kaiserlicher Majestät doch immer der Respekt gewahrt werden will," erklärte der Secretarius.

„Und denkt man denn, es verstoße nicht wieder das Decorum, wenn der Herzog des Kaisers Gegner mit Truppen und Geld unterstützt? O, überall die klugen Räthe, die es mit Niemand verderben, aber auch mit Niemand fest und entschieden halten wollen! rief der Rathsherr aus.

„Bedenket, Herr Oexlin," mahnte der Secretarius bescheiden, „daß immerhin ein evangelischer Fürst deutscher Lande jetzt schlimm daran ist, wo der Feind unseres Glaubens der oberste Herr des Reiches heißt! Er wird da entweder des Verraths am Reiche, oder am Glauben beschuldigt werden, und so ist die größte Vorsicht wohl nöthig!"

„Will man auf beiden Seiten Wasser tragen, so verschüttet man's gemeiniglich," meinte Herr Oexlin. — „Doch Gott behüte mich, daß ich damit unsern gnädigsten Landesfürsten tadeln und beurtheilen

wollte. Es ist jetzt eine böse Zeit, und Jedem schwer gemacht, den rechten Weg zu treffen; Gott gebe dieß uns Allen!"

„Dieß meine ich auch; ich weiß deshalb nicht, Oexlin, wie Ihr Euch über Dinge ereifern mögt, die Ihr doch nicht ändern könnt. Ihr habt unserm Besuche darüber kaum ein Wort des Empfangs gesagt. Ich hoffe, der Herr Secretarius bleibt für heute Abend hier, und nimmt mit unserm Tische fürlieb," fiel die Rathsherrin, eine strenge Frau von steifer Haltung, ein, die bis jetzt vergeblich auf eine Pause gewartet, um das Wort nehmen zu können. Der Rathsherr unterstützte die Einladung, die der Secretarius nach einigen nicht ernst gemeinten Weigerungen annahm, indem er sich entschuldigte, so spät am Tag gekommen zu sein, da er bisher beschäftigt gewesen.

Das einfache Abendessen war von Marie schon zubereitet worden, ehe sie sich, da die Familie sich etwas verspätet, mit ihrer Näherei in die Erkerstube begeben. Es wurde sogleich aufgetragen, nachdem die Hausfrau der Suppe und Milch, die für den allgemeinen Tisch bestimmt waren, noch ein schnell bereitetes Eiergericht für den Gast und Haus-

herrn beigefügt hatte. Dann begab sich die Familie in die Alltagsstube, wo der Tisch gedeckt stand. Auch die beiden Mägde hatten sich dazu eingefunden. Nachdem der Rathsherr mit hausväterlicher Würde das Tischgebet gesprochen, setzte man sich nieder.

Tischgeräthe und das aufgetragene Mahl zeugten von Wohlhabenheit ohne Ueberfluß. Die Zeiten waren streng genug, der Lasten so mannigfache, daß häusliche Sparsamkeit um so mehr zum Gebote wurde. Noch war Würtemberg von den eigentlichen Lasten des Krieges verschont geblieben; es hatte sich der altbegründete Wohlstand des Landes daher noch einigermaßen erhalten, mit diesem aber auch die bürgerliche Sittenstrenge und Zucht, ein Erbstück des Reformations-Zeitalters, das in andern mehr vom Krieg berührten Gauen Deutschlands bereits verloren gegangen.

Kinder und Dienstboten schwiegen während des Essens. Die Hausfrau nahm das Wort, indem sie sich mit angelegentlichen Fragen nach dem Befinden des Herrn Vaters Landschaftsconsolenten Dr. Faber und der Frau Mutter an den Gast wandte und Glückwünsche zu seiner ehrenvollen Anstellung bei dem Herrn Vicekanzler beifügte, die ihm vor der Hand

genügend Brod gebe, um einen eignen Herd zu gründen, in Zukunft aber ein weiteres Emporsteigen erhoffen lasse.

„Ich habe mich immer an Eurer trefflichen Conduite erbaut, und wünschte, daß unser Konrad unter Eure Leitung kommen könnte, wenn er nach vollendetem Studium, wozu der Rathsherr ihn bestimmt, die Practika lernen soll," fuhr sie nach den dankenden Antworten des Secretarius fort.

„Mutter, ich werde kein Schreiber; ich will Officier werden. Der Adjutant Starrschädel bringt mich dann in Herzog Bernhards Leibregiment!" rief der Knabe dazwischen, dessen die Mutter erwähnt hatte.

„Schweig' stille, Bube!" gebot der Rathsherr, der seine Frau erbleichen sah. Diese aber faßte die Hand des Knaben, sah ihm fest in's Gesicht und sprach: „Du bist mein erster Sohn, Konrad, aber — Gott hört mich — lieber wollt' ich Dich auf der Bahre, als in jener Genossenschaft dem zeitlichen und ewigen Verderben verfallen sehen!"

Es trat eine Pause ein; die Stimmung aller Anwesenden schien ernst geworden. Ruhiger fuhr nach einer Weile die Rathsherrin wieder fort:

„Diese Heere sind wahre Pfuhle des Lasters, und es wird unter den evangelischen, wie unter den katholischen Truppen gelebt, als glaubte man weder an Himmel noch Hölle!"

„Wir müssen billig sein und manches bedenken," schaltete der Rathsherr ein: „Es ist leider des zusammengelaufenen Volks viel im Heer, das nicht darnach fragt, um was es kämpft, und es mag schwer sein, solches in Zaum zu halten. Wer selbst keine Heimath und keinen Herd besitzt, der wird sich auch um Anderer Leben und Besitz nicht ängstlich kümmern. Wenn der Soldat seiner Fahne treu, seinen Hauptleuten gehorsam, und in der Schlacht unerschrocken ist, wird man im Uebrigen nicht zu viel von ihm erwarten können." „Und doch sind die meisten Officiere, ja viele der Gemeinen verheirathet. Es ist freilich zu verwundern, wie sich Frauen dahin wagen mögen," äußerte der Secretarius mit einiger Befangenheit.

„Es mögen auch Frauen darnach sein," erwiderte die Rathsherrin; „welch' ein Haushalt in diesem Getümmel geführt werden mag, davon will ich gar nicht reden."

„Eine Haushaltung wie die Deinige freilich nicht,"

sagte der Rathsherr; „wie sollte sie gedeihen, wo man hier das Zelt abbrechen und dort wieder aufbauen muß? Der leidige Krieg dauert nun schon in die sechszehn Jahre und es hat nicht das Aussehen, als ob er so bald enden würde.“ Der Soldat aber, der so lange ohne Heimath und Familie umherzieht, muß ärger verwildern, als der, welcher ein Weib zur Seite hat!“

„Wenn das Weib nicht mit dem Mann verwildert und dann leichtlich noch ärger wird, als er. Ein Mädchen, das noch rechtschaffene Eltern oder Verwandte hat, wird davor verwahrt bleiben. Ein Mann, der seines Lebens Herr nicht ist, sollte sich nicht mit Weib und Kindern beladen,“ entgegnete die Hausfrau scharf.

„Konrad erwähnte vorhin eines Officiers, der Euch bekannt zu sein scheint, Herr Rathsherr?“ warf der Secretarius, wie, um von dem bestrittenen Gegenstand abzulenken, hin.

„Derselbe ward leider bei uns einquartiert, da er wegen der Proviantlieferungen hieher gesendet worden war,“ fiel die Rathsherrin ein; „ein wilder Mann, stolz und keck wie alle, die gewöhnt sind, zu commandiren.“

„Du gehst zu weit, Ursula, Adjutant Starrschädel ist ein wackrer Mann, und wenn er nicht Soldat wäre — —" hier brach der Rathsherr schnell ab und spülte, als hätte er sich vergessen, den Rest der Rede mit einem Becher Weines hinab.

„Was wolltet Ihr sagen, Oexlin?" fragte die Hausfrau, dem Manne einen Blick zuwerfend, der einen kleinen, häuslichen Sturm ankündigte.

„Daß du eine einsichtsvolle Frau bist und Recht behalten magst! — So geht es stets, Herr Secretarius; auf dem Rathhaus bin ich Herr und mein Wort gilt als das erste; hier im Hause nicht allezeit. Aber es mag so bleiben; Frau Ursula meint es doch stets gut, und wenn sie es oft auch streng angreift, so wünscht sie doch nur unser Aller Wohlfahrt. — Das wissen wir auch Alle — nicht wahr, Marie?" Mit diesen Worten faßte Oexlin die Hand seiner Nichte, die ihm zur Seite saß und drückte sie herzlich.

Marie hatte bisher mit niederschlagenem Blicke dagesessen und während des Gesprächs mehrmals die Farbe gewechselt; jetzt bei der freundlichen Anrede des Verwandten, der ihr am nächsten stand, wurde ihr die innere Bewegung zu mächtig; sie erhob sich vom Tische und machte sich bei Seite zu schaffen.

Das Essen war ohnedieß beendigt und die Mägde trugen ab.

Nach dem Essen spann sich das fernere Gespräch nur schleppend fort. Auch der Secretarius stand bald auf, sprach ein wenig mit den Kindern, wobei er Gelegenheit nahm, sich Marien zu nähern.

„Marie,“ flüsterte er ihr zu: „macht es Euch unglücklich, so rede ich kein Wort mehr in dieser Sache, weder zu Euch, noch zu Euren Verwandten! Möge Gott Euch glücklich machen, in welcher Weise es auch sei, das allein soll mein Wunsch und Gebet sein.“

Solcher selbst vergessenden Milde und doch so viel verhaltenem Schmerz in seinen Worten, vermochte das weiche Herz des Mädchens nicht zu widerstehen; sie schlug das Auge mit wehmüthigem, aber freundlichem Blick zu ihm auf. Freudig überrascht und ermuthigt wagte er es, ihre zitternde Hand zu fassen. Sie mochte ihm dieselbe nicht entziehen. Der Rathsherr und seine Frau aber schienen sich eifrig über andre Dinge zu besprechen, und vermieden, irgend eine Aufmerksamkeit für das, was zwischen den jungen Leuten vorging, zu zeigen.

„Marie,“ flüsterte der Secretarius wieder; „darf ich — —“

Er konnte nicht ausreden, denn plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und der Rathsdiener stürzte in höchster Aufregung in die Stube.

„Thalaufwärts wird geschossen! Habens Euer Gestrengen nicht gehört? Alles läuft zusammen!“ rief er dem Rathsherrn athemlos entgegen.

Die Frauen standen wortlos vor Schrecken; die Kinder schrien laut auf; Herr Oexlin und der Secretarius eilten ans Fenster, da sie den Hufschlag eines vorübereilenden Reiters vernahmen. Es war noch hell genug, um den Collet und Sturmhaube erkennen zu können.

„Das ist ein schwedischer Reiter! Ein Eilbote! Verzeiht, Herr Rathsherr, ich muß augenblicklich aufs Schloß zurück!“ rief der Secretarius aus.

„Ich gehe mit Euch auf die Straße, um die Bürgerschaft zu beruhigen! Wenn Ihr könnt, bringt uns bald Nachricht! Gebe Gott, daß keine Schlacht geschlagen wurde, ehe die rheingräflichen Truppen angelangt sind,“ sprach der Rathsherr, und nachdem er an die Frauen und Kinder noch ein beschwichtigendes Wort gerichtet, der Secretarius sich von

Frau Oexlin eilig verabschiedet und Marie innig die Hand gedrückt hatte, eilten beide Männer hinweg.

Auf der Straße trennten auch sie sich; während der Rathsherr sich an die zusammenströmenden Bürger wandte, begab sich der Secretarius eilend nach dem Schlosse, das hundert Jahre zuvor aus den Quadern der Hohenstaufenburg erbaut, zum vorübergehenden Aufenthalt der Landesfürsten diente, und eben für einige Tage von dem Herzog und seinen Räthen bewohnt ward.

Er traf dort Alles in größter Aufregung; mit ängstlichen Mienen stand die Dienerschaft im Hofe und unter den Eingängen umher. Bei dem Herzog befand sich der angekommene Eilbote in geheimer Audienz; was dieser gebracht, war noch Niemand bekannt; aber nicht lange und der Secretarius wurde zum Herzog berufen, bei dem sich der Vicekanzler sammt den andern anwesenden Räthen befand.

Eine bange Stille herrschte in dem Gemache; der kaum zwanzigjährige Herzog Eberhard der Dritte lehnte todtenbleich in einem Sessel.

Dem Secretarius wurde sogleich bedeutet, sich zum Schreiben niederzusetzen, und der Vicekanzler Burkhard dictirte ihm einen kurzen Bericht über

den unglücklichen Ausgang der Nördlinger Schlacht für die Landschaftsausschüsse, die damals dem Landesfürsten nicht als Opposition gegenüber standen, sondern bei gegenseitig vertrauender Einigkeit seine Hauptrathgeber waren und entscheidenden Theil an der Regierung nahmen.

„Was soll ich hinzusetzen betreffs der Maaßregeln, die seine fürstliche Gnaden zu nehmen entschlossen sind?" fragte der Vicekanzler, mehr gegen die beiden andern Räthe, als gegen den Herzog gewendet.

„Die sind schwer zu nehmen," seufzte der Regierungsrath Jäger.

„Die Kaiserlichen wünschen selbst den Frieden; es wird eine Versöhnung zu ermöglichen sein;" meinte Burkhard.

„Ihr vergesset den Kardinalinfanten! Wird der Spanier zur Versöhnung reden?" warf der Landeshofmeister Pleikhardt von Helmstädt ein.

„Schreibet nur, daß Alles verloren sei," sprach der Herzog selbst, der bisher der Abfassung des Schreibens kaum sein Ohr geliehen.

Der Vicekanzler schloß den Brief, legte ihn dem Herzog zur Unterschrift vor, versiegelte ihn dann

und übergab ihn seinem Secretär mit der Weisung, augenblicklich damit nach Stuttgart zu reiten und dort sogleich die Landschaftsausschüsse zusammenberufen zu lassen. Auch der Landeshofmeister übergab ihm einige Zeilen an den herzoglichen Geheimrath, die er indessen niedergeschrieben und dem Herzog vorgelegt, zur Besorgung.

Tiefbestürzt verließ der Secretarius das Gemach. Er ahnte, daß die Folgen der unglücklichen Niederlage für das Land größer sein möchten, als sich jetzt schon übersehen ließ, und dann — war der jugendliche Herzog, der sanftmüthige, friedfertige Eberhard, ein Fürst, der in solcher Bedrängniß an der Spitze des Landes stehen konnte?

Er traf sein Pferd schon gesattelt im Schloßhof. Wie gerne hätte er dasselbe noch einmal in die Stadt zurücklenken mögen, um im Hause des Rathsherrn Abschied zu nehmen, aber er durfte nicht; sein Weg führte vom Schloß hinweg auf die Landstraße; er konnte Marie nicht mehr versichern, daß er, was auch kommen möchte, die wärmste Sorge für sie tragen werde, wenn auch alles Uebrige der Zeit und den Umständen anheimgestellt werden müsse.

An einen Wendepunkt des Weges gelangt, hielt

er an, um noch einmal nach der Stadt zurückzublicken, wo er frohe Jugendtage verlebt, wo ihm eine schöne Hoffnung aufgegangen. Wie friedlich lag sie jetzt noch im Halbdunkel der Sommernacht, — in einigen Tagen vielleicht eine rauchende Brandstätte, getränkt von unschuldigem Blute! Er schauderte; konnte er Marie eine Zuflucht in seinem Elternhause in Stuttgart anbieten, war sie dort sicherer als in Göppingen? Er wußte es nicht, wußte nicht, wo ihn selbst die nächste Zeit hinführen würde, sah nur ein, daß unter diesen Umständen an Heirath nicht zu denken sei.

„Gott behüte dich, Marie! Gott behüte dich, du traute Stadt!" rief er aus und wandte sein Pferd, um thalabwärts zu reiten.

III.

Vergeblich hatte Herr Oexlin auf die Rückkehr des Secretarius gewartet, um Aufschluß über das Geschehene zu erhalten. Von Minute zu Minute wuchs indessen die Aufregung der geängsteten Bürgerschaft; das Schießen thalaufwärts wurde deutlicher und stärker; der Rathsherr eilte daher selbst nach dem Schlosse, um dort Zutritt beim Vicekanzler und von diesem Aufschluß zu erlangen.

Seufzend ging er nach kurzem Aufenthalt wieder aus dem Schlosse hinweg. Die Dinge schienen schlimmer zu stehen, als er gefürchtet, aber er war nicht der Mann, bei dieser Betrachtung stehen zu bleiben; er begab sich sofort nach dem Rathhause, wo ein eiliges Zeichen durch die Glocke den Stadtrath und Bürgerausschuß zusammenberief.

Herr Oexlin war in Abwesenheit des in den Landesausschuß berufenen Bürgermeisters dessen Stellvertreter. Er gab nun in gedrängten Worten den

Unglücksbericht der Schlacht von Nördlingen, indem er hinzufügte, daß in wenigen Augenblicken die flüchtigen Weimaraner sammt den rheingräflichen Truppen einziehen würden. Die letzteren hätten noch ein Scharmützel mit den Kroaten gehabt, welche die Flüchtlinge bis ins Filsthal verfolgten. Sie würden aber, wie er berichtete, schon andern Tages wieder weiter eilen, um sich tiefer im Lande zu sammeln; auch der Herzog sei im Begriffe wieder abzureisen. Göppingen, das, als an der Landstraße gelegen, die Feinde bald zu erwarten habe, sei ganz in die Hände des schwedischen Commandanten gegeben.

Die Bestürzung der Versammelten bei dieser Eröffnung war groß. Der Commandant, hieher beordert, seit Würtemberg sich unter schwedischem Schutz gestellt, hatte nur geringe Mannschaft, und seine Person flößte der Bürgerschaft wenig Vertrauen ein. Dennoch sollte es allein in seiner Hand liegen, entweder mit oder ohne Bedingungen die Stadt zu öffnen, oder sie aufs Aeußerste zu vertheidigen.

„Da ist freilich wenig zu berathen," nahm Herr Oexlin das Wort, nachdem er mit einiger Mühe wieder Ruhe in dem aufgeregten Kreise hergestellt,

„unsre Hände sind gebunden. Nur den einen Beschluß laßt uns in dieser schweren Stunde fassen: daß wir als treue Mitbürger zu einander halten wollen. Wir haben Niemand, von dem wir Hülfe erwarten können, unser gnädiger Herzog, den Gott schützen möge, ist selbst rathlos. Von einem Tag zum andern kann jetzt Jeder von uns um Hab, Gut und Leben gebracht werden, darum laßt uns Wort und Handschlag darauf geben, daß Jeder auf jegliche Weise, soweit es nur in seiner Hand steht, dem Andern Hülfe und Beistand leiste. Steht einer für den Andern, so ist Keiner verlassen!"

„Wir stehen für einander, wie es auch komme," lautete die einstimmige Antwort.

„Lasset uns ferner und vor allem geloben, daß wir in aller Anfechtung und Drangsal, die nach Gottes heil'ger Zulassung über uns kommen mag, treu bleiben dem evangelischen Bekenntniß und lieber Haus und Hof, ja, das Leben lassen wollen, als die Wahrheit verrathen, die Gott uns verliehen und die Hoffnung des ewigen Lebens verlieren, die er uns beigelegt im Glauben!"

„Wir geloben, zu leben und zu sterben als evangelische Christen! Gott schenke uns Gnade und Kraft

dazu," scholl es abermals einstimmig und feierlich aus dem Kreis der Versammelten, die aufgestanden waren und die Hände erhoben hatten.

„Und noch ein Wort," fuhr nach einer Pause der Rathsherr fort: „Lasset uns hier vor Gott und zu einander geloben, für Wittwen und Waisen zu sorgen, Jeder für sich und Alle insgesammt. Auch mein Weib und meine Kinder befehle ich mit Vertrauen Eurer Fürsorge an, Mitbürger, so Gott der Herr mich abrufen sollte!"

„Wir versprechen's auf Männerwort," hieß es wieder einstimmig, und nach Herrn Oexlins Beispiel schüttelten sich alle bekräftigend die Hände.

In diesem Augenblick steigerte sich der Lärm auf der Straße und vom Thore her ertönten Trompetenstöße.

„Gehe nun in Gottes Namen ein Jeder zu den Seinen und sei eingedenk, daß noch ein Gott ist, der da hilft, und ein Herr, Herr, der vom Tode errettet!" sprach Herr Oexlin, während die Versammelten erschrocken zur Thüre eilten.

In der Stadt war indessen bei der Ungewißheit über das, was vorging, die Angst um so größer. Man hatte das Schießen, hatte die Trompetenstöße

vernommen und wußte nicht, waren's Schweden oder Kaiserliche, die herannahten.

Frau Ursula stand inmitten ihrer zitternden Kinder und Mägde, und versuchte deren angsterfüllten Gemüther durch Gebete zu beruhigen. Marie, ihr zur Seite, bleich, aber gefaßt, hielt das kleine Mädchen, ihren Liebling, an's Herz gedrückt.

Jetzt verrieth Lärm und Pferdegetrappel den Einzug der Truppen; bald darauf klirrten schwere Reitersporen unten im Hause; schreiend klammerten sich die Kinder an den Rock der Mutter an. Die Treppe knarrte unter massenhaften Fußtritten; da wurde hastig die Thüre geöffnet und — — der Rathsherr trat eilig ein.

„Beruhigt Euch, Kinder; es sind nur flüchtige Schweden, die einziehen; sorge für gute Bewirthung, Ursula; es wird heute schwer sein, sie in Ordnung zu halten; die Truppen sind in böser Stimmung und die Officiere haben an Anderes, als an Mannszucht zu denken!"

Weiter konnte er nicht sprechen, denn schon drangen Soldaten in die Stube, ein Trupp verwilderter Männer, deren Kleidung und Gesichtszüge verriethen, daß sie eben aus erbittertem Kampfe kamen.

Frau Ursula hatte ihre volle Geistesgegenwart wieder gewonnen. Ihre erste Sorge war, die Kinder unter Marien's Aufsicht in der stillen Erkerstube in Sicherheit zu bringen.

Dann trat sie den kriegerischen Gästen mit all der hausmütterlichen Würde entgegen, die geeignet schien, denselben Schranken zu setzen.

Doch der soldatische Uebermuth war jetzt gesteigert durch Verzweiflung. „Was wir zurücklassen, kommt nur den Kaiserlichen zu gut," hieß es, und Ueberfluß an Speise und Trank, die sogleich aufgetragen wurden, befriedigte sie keineswegs, sie begehrten die Schlüssel zu den Vorrathsräumen; das überstieg Frau Ursula's Geduld und sie verweigerte dieselben mit größter Festigkeit, Herr Oexlin suchte zu vermitteln und zu beschwichtigen; er drohte und ermahnte die Soldaten; er bat seine Frau, der Gewalt nachzugeben, da sie doch, was nicht heute, ein andermal verlieren würden; da er aber nach beiden Seiten vergebens geredet, war er genöthigt, zum Schutze seiner Frau den Degen zu ziehen.

„Kommt heran und stoßt mich einzelnen Mann sammt meiner Frau nieder," rief er in der Aufwallung verzweifelnden Zornes aus; „ihr nennt euch

Protestanten, nennt euch Schweden und Deutsche? Heilloses Raubgesindel seid ihr, und Gottes Gericht über euch ist's, das die Niederlage von Nördlingen herbeigeführt!"

„Bravo, Rathsherr Oexlin! Muthig gesprochen für einen Bürgersmann! — Ruhe ihr Leute, die Waffen nieder! Im Namen des Feldherrn!" So erscholl in diesem Augenblick eine fremde Stimme unter der offenen Thüre.

Störrisch sahen sich die Soldaten um und erblickten einen Officier, der jedoch nicht von ihrem Regimente war. Trotzend standen sie still, ohne die Waffen zu senken, denn es war seit der unglücklichen Niederlage ein Geist der Meuterei erwacht, der um so gefährlicher zu werden drohte, da die längst andauernde Unzufriedenheit der Truppen über die Soldrückstände nur durch die Aussicht auf Sieg und Beute beschwichtigt worden war.

Schon hatten sich drohende Wolken auf der Stirne des Officiers gesammelt, aber noch ehe er die Waffe erhob, um dem Befehle Nachdruck zu geben, gings flüsternd durch den Haufen: „S'ist der Starrschädel, der Adjutant des Leibregiments und ein Mann, der den Teufel nicht fürchtet."

Die Erinnerung an den fürstlichen Feldherrn, dem der Adjutant nahe stand und zugleich die Achtung, in der sein Name zu stehen schien, wirkten. Die Soldaten zogen sich theils nach den reichlich besetzten Tischen, theils auf die Lagerstätten zurück, die in aller Eile auf dem Stubenboden für sie bereitet worden waren.

„Keinen Unfug weiter," herrschte ihnen Starrschädel noch zu, bevor er die Stube verließ. Der Rathsherr beeilte sich, ihn nach der Erkerstube zu führen, wohin Frau Ursula, um die Kinder besorgt, ihnen schon vorangegangen war.

„Der Adjutant!" jubelten die Knaben und nur der Respekt schien sie abzuhalten, auf ihn zuzustürzen.

„Ihr lebt?" rief Marie aus, auf ihn zugehend, senkte jedoch im nächsten Augenblick den Blick zu Boden und wich um einen Schritt zurück.

Ohne aber dem einen nach dem andern Beachtung zu schenken, ließ sich der Adjutant in einem Stuhle nieder, indem er mit versagender Stimme gegen den Rathsherrn äußerte: „Ich bitt' Euch, schafft mir etwas zu essen herbei, ich bin seit heute früh nicht vom Pferde gekommen!"

Erst jetzt fiel den Anwesenden die Blässe und

Zerstörtheit seiner Züge auf; seine gebieterische Sprache gegen die Soldaten schien die letzte Kraftanstrengung gewesen zu sein, deren er fähig war. Der Rathsherr eilte nach dem Keller; Marie brachte kalte Speisereste herbei, denen Frau Ursula die Versicherung beigefügt, daß sogleich Warmes bereitet werden solle.

Aber Starrschädel hatte kaum einige Bissen genommen, als er den Teller zurückschob und sich erschöpft zurücklehnte.

„Was ist Euch?" fragte der Rathsherr besorgt.

„Ihr seid verwundet?" rief Marie aus, die ihn bluten sah.

„Nur unbedeutend, aber ich ward nicht verbunden!" konnte der Verwundete noch schwach antworten.

Frau Ursula beeilte sich, Linnen und anderes Nöthige herbeizuschaffen, um die Blutung zu stillen, während der Rathsherr nach einem Feldscheer umherschickte.

Es gelang, einen solchen zu finden, der, so Viele auch seine Hülfe in Anspruch nahmen, doch nicht zögerte, herbeizueilen, da Starrschädels Name genannt wurde.

Bleicher als der Verwundete war Marie und schien vor Angst und Schmerz um ihn gefoltert zu werden; sie äußerte nichts, besorgte auch pünktlich, was Frau Ursula und der Feldscheer sie zu thun hießen; aber sie verließ die Stube nicht und ihre Blicke wandten sich nur auf Augenblicke von Starrschädel ab, um sich mit angstvoller Frage an den Feldscheer zu richten.

Dieser gab alle Beruhigung und entfernte sich endlich mit der Versicherung, daß der Verwundete nur einige Tage Ruhe bedürfe, um wieder völlig hergestellt zu werden.

Starrschädel, der im besten Gastzimmer des Hauses ein wohlzubereitetes Lager eingenommen, auch sich so weit erholt, um eine kräftige Suppe genießen zu können, verlangte nun, allein gelassen zu werden, und wies den Rathsherrn entschieden ab, der sich erboten, an seinem Lager zu wachen. An Marie hatte er kein Wort gerichtet, schien ihre Anwesenheit kaum wahrgenommen zu haben.

Auch die übrigen Flüchtlinge hatten, der Ermüdung und dem Weine erliegend, ihre Lagerstätten eingenommen. In und außer dem Hause war es ruhig geworden, nur Marie fand in ihrem Kämmerlein,

das sie mit dem kleinen Töchterchen des Hauses theilte, keine Ruhe. So Vieles sie auch am verflossenen Tage erlebt, jetzt beschäftigte weder die Erinnerung an ihren Jugendfreund, noch an das allgemeine Unglück ihr Herz. Ihr schwebte, obwohl er sie vergessen zu haben schien, nur Starrschädel vor, bleich, erschöpft und blutend, wie sie ihn Abends gesehen. Sie glaubte der zuversichtlichen Sprache des Feldscheers nicht; die Furcht, daß der Verwundete in Ohnmacht oder Fieberhitze liegen möchte, peinigte sie von Stunde zu Stunde mehr. Wie gerne hätte sie an seinem Bette gewacht, wenn sie sich nicht gescheut, ein solches Verlangen zu äußern. Mehreremals war sie auf dem Punkte, mindestens den Oheim zu wecken und ihn zu bitten, nach dem Verwundeten zu schauen, aber sie wagte auch dieß nicht. Endlich sah sie nach qualvoll durchwachter Nacht den Tag anbrechen. Noch rührte sich nichts im Hause, als Marie dem Lager entschlüpfte, sich ankleidete und geräuschlosen Trittes nach der Erkerstube hinabging. War auch noch Niemand wach, so tröstete sie sich doch mit der Hoffnung, daß der Oheim bald aufstehen und dann nach dem Verwundeten schauen würde. Indessen machte sie sich in

der Stube zu thun, wo manches in Ordnung zu bringen war. Sinnend blieb sie während der Arbeit vor dem Bilde der Großmutter stehen, das ihr wieder so freundlich zuzulächeln schien. Sie hatte nie so sehr wie jetzt empfunden, daß sie keine Mutter habe, vor der sie ihr Herz ausschütten konnte, daß Frau Ursula, so wohlmeinend sie stets war, ihr nicht so nahe stände, als eine solche.

Da vernahm sie männliche Schritte hinter sich; eine Anrede an den Oheim auf den Lippen, wandte sie sich rasch und — sah Starrschädel vor sich, noch etwas bleich, doch aufrecht und festblickend wie sonst.

„Du erschrickst vor mir?“ fragte er, da er sie in der Ueberraschung zusammenfahren sah.

„Ihr seid auf? Eure Wunde?“ gab sie fast vorwurfsvoll zurück.

„Meine Wunde? An die denke ich heute nicht mehr. Es ist nicht Zeit, still zu liegen und Blessuren zu pflegen, wir müssen heute weiter reiten!“

„Ihr wollt heute schon Abschied nehmen?“ fragte sie, den Blick schmerzlich aufschlagend.

„Abschied!“ „Nein, nicht von dir,“ sprach er; und erfaßte ihre zitternde Hand; „Mägdlein, hätten wir Sieg und Glück gewonnen, so hättest du mich

nicht mehr gesehen, denn ein Soldat holt sich keinen Korb. Aber wie die Sachen nun stehen, hast du keine Sicherheit mehr hier; ich biete dir den Schutz an, den ich meinem Weibe unter allen Umständen gewähren kann, wenn du dich mir anvertrauen willst?"

Marie senkte das Haupt, wie geknickt von der plötzlichen Erfüllung dessen, was ihrem Herzen als unerreichbarer Traum vorhergeschwebt.

„Du antwortest mir nicht? Du zauderst? Marie, liebst du mich nicht?" rief er dringender aus.

„Meine Verwandten," stammelte sie, und suchte den Blick zu erheben, senkte ihn aber sogleich wieder vor seinem Flammenauge.

Da unterbrach sie die erstaunte Stimme des Rathsherrn, der hinzugetreten war:

„Was hör' ich, Herr Adjutant! Wie? Ihr, der Flüchtling, versucht das Herz eines schwachen Mädchens zu berücken, das Ihr doch nicht als Frau hinwegführen könnt?"

„Ihr irrt Euch, ich biete ihr eben an, sie als meine Frau mit hinwegzunehmen; ein Leben der Gemächlichkeit kann ich ihr nicht bieten, auch Glück und Glanz vielleicht nicht mehr, wie ich ehedem hoffte,

aber doch immer Schutz für ihre Person, und das ist mehr, als jetzt irgend ein Oheim, ein Vater oder Gatte hier seiner Nichte, Tochter oder Frau bieten kann," sagte Starrschädel zuversichtlich.

„Ihr, eine Frau, als Flüchtling? — Herr Adjutant, noch faß' ich Euch nicht!" Der Rathsherr schüttelte den Kopf.

„So hört," erklärte Starrschädel; „ist Bernhard, unser fürstlicher Feldherr gefallen oder gefangen, wie wir leider vermuthen müssen, so ist freilich Muth und Siegesgewißheit dahin, aber der Krieg ist damit nicht zum Ende gebracht. Der Bund muß sich wieder waffnen, die Churfürsten von Sachsen, von Brandenburg, die Landgrafen von Hessen, Herzog Wilhelm von Weimar haben ihre besonderen Heere unter Waffen, und ein Officier, der sich unter Herzog Bernhard gebildet, wird an jedem Orte willkommen sein."

Der Rathsherr hattte Wort für Wort aufmerksam angehört. „Wäret Ihr nach dem Siege gekommen, Herr Adjutant," sagte er nach längerem Schweigen, so würdet Ihr meine Nichte und Mündel mit meinem Willen nicht mit hinweggenommen haben, wenn Euch auch Glück und Glanz gewinkt;

aber so, wie es nun steht, kann ich sie mit gutem Gewissen nicht zurückhalten. Will sie unter meinem Dache zurückbleiben, so werde ich allezeit, so weit meine Macht und mein Leben reicht, sie schützen; will sie sich aber lieber Eurem Schutze anvertrauen, so nehmt sie in Gottes Namen hin und seid eingedenk, daß sie dann keinen Schutz und Halt mehr hat, außer Euch!"

„Oexlin! Bin ich von Sinnen, oder seid Ihrs? Weißt du, was du sprichst, Mann?" rief, als er kaum geendet, Frau Ursula dazwischen, die indessen auch herzugekommen war.

„Ich weiß es, Ursula, weiß, daß binnen wenigen Tagen unsere Stadt in Feindeshände sein wird. Rede dem Mädchen nichts ein, sie hat sich selbst zu entscheiden, und, was auch kommen möge, es darf sie nicht reuen," sprach Herr Oexlin mit einer Entschiedenheit, wie er sie seiner Frau gegenüber nur selten zeigte. Geschah dieß aber einmal, dann erschütterte auch nichts seinen Willen; Frau Ursula wußte dieß und enthielt sich deshalb jeder weitern Einrede.

Starrschädel blickte auf Marie, als erwarte er nun ihre Erklärung.

„Nein, es darf mich nicht reuen; zürnet mir also nicht, wenn ich Euch bitte, mir Zeit zur Ueberlegung zu gönnen," sprach die Jungfrau, den Blick schüchtern zu ihm erhebend.

„Zeit ist hier nicht viel zu verlieren. Ich gehe jetzt zum Kriegsrath ins Schloß, der gestern Nacht noch verabredet worden. Dort werde ich erfahren, wann wir aufbrechen; möglicherweise sehr schnell. Du mußt dich bis zu meiner Zurückkunft entschließen," äußerte Starrschädel, der an rasches Handeln gewöhnt und im Bewußtsein seiner wohlmeinenden Absicht von der Zaghaftigkeit des Mädchens nicht angenehm berührt schien.

„Sie wird sich entscheiden," antwortete der Rathsherr für seine Nichte, die des Wortes kaum fähig schien.

„Noch einmal Mädchen, ich möchte dich retten! Willst du mir folgen, so verbindest du dich einem rauhen Soldaten, aber einem Manne von Ehre und Gewissen," sprach Starrschädel milder, indem er grüßte und hinwegeilte.

Er traf den Officiersstab des Rheingrafen sammt den hervorragendsten Weimar'schen Officieren, unter denen Oberst Taupadell der bedeutendste war, im Schlosse versammelt. Starrschädel, den sein Rang nicht berechtigte, am Kriegsrath Theil zu nehmen, war dazu aufgefordert worden, um als Adjutant des Herzogs von Weimar eingehenden Bericht über den Hergang der Schlacht zu erstatten.

Bald war die Versammlung vollzählig, da erschien auch der Rheingraf sammt dem jungen Herzog von Würtemberg, der bereits in Reisekleidern war.

Letzterer hörte zwar aufmerksam zu, nahm aber außer einigen Fragen keinen Theil an der Berathung.

Der Rheingraf leitete dieselbe mit wenigen Worten ein und verlangte dann Bericht über die Schlacht, den Oberst Taupadell, unterstützt von den übrigen anwesenden Weimar'schen Officieren, besonders aber von Starrschädel, gab. Alle stimmten darin überein, daß nur ein geringer Rest der Truppen gerettet sein könne. Daß die Feldmarschälle Horn und Kratz, sowie der Generallieutenant Grün sammt den meisten weitern Generälen und Obersten gefangen, wo nicht getödtet seien, schien kaum zu bezweifeln. Da-

gegen suchte Oberst Taupadell darzulegen, daß Herzog Bernhard sich möglicherweise geflüchtet haben könne.

Die Berichte der übrigen Officiere gaben dieser Vermuthung nur wenige Wahrscheinlichkeit, so daß der Rheingraf, der eine Absicht in Taupadells hartnäckiger Muthmaßung zu sehen glaubte, ihn fragte, wo er den Herzog zu finden hoffe?

„Wohin er sich geflüchtet, kann zur Zeit noch nicht gemuthmaßt werden!“ entgegnete der Oberst, ohne sich irre machen zu lassen; „seine letzte Weisung war,“ die Truppen nach Cannstatt zu führen, wo inmitten des Landes sich am besten ein Lager errichten lasse, und wo die Flüchtlinge aus allen Richtungen sich bald versammeln würden. Ich werde dieser Weisung nachkommen, und zweifle nicht, daß binnen Kurzem auch Herzog Bernhard dort anlangen wird.“

„Das letztere wollen wir dahingestellt sein lassen,“ erwiderte der Rheingraf kalt; „ich proponire, mich an den Rhein zurückzuziehen, um nicht die dortigen, wichtigen Posten den Kaiserlichen preiszugeben, die sich nach der Besitznahme Schwabens nach dem Rhein wenden werden.“

„So geben Euer Liebden die Vertheidigung

Würtembergs ganz auf?" fragte Herzog Eberhard niedergeschlagen.

„Ist noch daran zu denken, fürstliche Gnaden?" gab Otto Ludwig zurück; „die retirirten Weimar'schen Truppen können sich an die meinigen anschließen, so sich die Officiere anheischig machen, gute Mannszucht zu halten."

„Wir danken Euer Gnaden, hoffen aber ein gut Unterkommen zu finden. Aber auch Sie werden, ehe auch anderweitig sie aus dem Lande rücken, mindestens eine Nachricht über Herzog Bernhard und dessen Consens zu den weiteren Schritten abwarten?" sprach Taupadell.

„Was Herzog Bernhard von Weimar thun will — falls er auf freiem Fuße — das muß dessen eigener Proposition anheimgegeben bleiben. Ich aber habe für meine Truppen auf keinerlei Weise den Consens Seiner fürstlichen Gnaden einzuholen," versetzte der Rheingraf stolz.

„Leider ja! Wäre im kaiserlichen Heere nicht ein gebietender Feldherrnwille, so würde der Sieg jetzt nicht auf seiner Seite sein!" murmelte Starrschädel, der nicht länger an sich halten konnte, laut genug, um gehört zu werden.

Der Rheingraf sah den kühnen jungen Mann scharf an. „Man hört Euch an, aus welcher Schule Ihr kommt! Herzog Bernhard weiß seinen Feldherrnwillen recht wohl durchzuführen; wie die verunglückte Bataille von Nördlingen zeigt, die er wider alle Rationes der Feldmarschälle Horn und Kratz durchgeführt hat.“

„Wir würden nicht von verlorener Affaire zu sprechen haben, wenn's Euer fürstlichen Gnaden beliebt hätte, etwas weniger langsam heranzurücken, um dem Herzoge den nöthigen Succurs zu bringen,“ fiel Taupadell bitter ein.

Jetzt gerieth die ganze Versammlung in Aufregung.

„Unerhört! Schmählich! Vermessen!“ rief es aus der Reihe der rheingräflichen Officiere! Ist das der Dank dafür, daß wir die Kroaten zurückgeworfen, die euch verfolgten?“

„War das eine Heldenthat? Lohn euch der Teufel, daß ihr nicht früher gekommen, als um ein Paar flüchtige Schwadronen zu retten,“ gaben die Weimar'schen Officiere zurück.

„Mit Geschlagenen streiten wir nicht,“ sprach der Rheingraf hochfahrend;“ wir haben euch nur

zu fragen, wann ihr Eure Mannschaft weiter zu führen gedenkt, da wir hier keine Zeit zu verlieren haben und unsre Truppen nicht gerne mit Euren, vermuthlich jetzt aller Disciplin entledigten Mannschaft in Berührung bringen möchten."

„Wir brechen auf, sobald es mir möglich wird. Es sind in der Nacht noch Zuzüge von Flüchtlingen gekommen, die erst ausruhen müssen!" entgegnete Taupadell trotzig.

Der Rheingraf erhob sich und gab dadurch das Zeichen zum Schlusse der Sitzung. Auch der junge Herzog von Würtemberg entfernte sich, indem er dem Rheingrafen und Taupadell erklärte, daß er sogleich nach seiner Residenz zurückeilen werde, um seinen Räthen und Landständen die Lage des Landes zu schildern. Taupadell richtete noch einige Befehle an seine Officiere und nahm deren Meldungen über den Zustand der Mannschaft entgegen. Starrschädel, der keinem Corps vorstand, behielt er zu seiner Verfügung, und gab ihm auf sein Ansuchen Erlaubniß, sich bis auf weiteres in sein Quartier zurückzubegeben. Als sie endlich den Saal verließen, schloß der Adjutant sich an den Obersten an, um ihn zu fragen, ob er irgend einen Grund für die Zuver=

sicht habe, womit er vom Entkommen des fürstlichen Feldherrn gesprochen.

„Einen Grund? Leider so wenig als der Rheingraf selbst,“ seufzte der Oberst, „das gestehe ich aber Niemand, weder den unsern noch dem Rheingrafen ein, sonst geht alles auseinander.“

„Und was soll geschehen, wenn Herzog Bernhard für uns verloren ist?“ fragte Starrschädel entmuthigt weiter.

„Das muß abgewartet werden. Wir führen den Rest der Truppen dem Bundesrath zu, denn unter den Rheingrafen mag ich mich nicht stellen. Wenn aber nicht die ganze Mannschaft zum Teufel gehen und ich als einzelner Mann zurückbleiben soll, so muß ich die Leute noch im Glauben an Herzog Bernhards Rückkehr erhalten,“ sprach der Oberst.

Niedergeschlagen kehrte Starrschädel in die Stadt zurück. Schlug alle Hoffnung auf Rückkehr des herzoglichen Feldherrn fehl, so war er entschlossen, nicht länger im schwedisch-deutschen Heere zu dienen, wo allein Herzog Bernhard ihn festgehalten. Unter dem Rheingrafen wollte er ebenfalls nicht dienen. Er dachte sich dann an einen der deutschen evangelischen Fürsten zu wenden, die sämmtlich Heere

aufrecht stehen hatten. Dort konnte er auch seiner Frau eine ruhigere Existenz verschaffen, als es in dem stets im Felde stehenden Heere der Verbündeten möglich war. Wie ferne war er noch am vorgehenden Morgen während seines Gesprächs mit dem Hauptmann von dergleichen Erwägungen gewesen! Unter solchen Gedanken hatte er das Oexlin'sche Haus erreicht, wo das Frühstück ihn erwartete, dessen er sich nach allen Strapazen des vorhergegangenen Tages jetzt auch benöthigt fühlte.

Aber nur der Rathsherr leistete ihm bei demselben Gesellschaft. Frau Ursula, deren zurückhaltendes Schweigen noch immer ihre Mißbilligung ausdrückte, war gleichwohl beschäftigt, Linnenzeug und Kleider sammt Anderem, was ihrer Nichte im Felde nöthig sein mochte, zusammenzupacken.

Marie fehlte ganz. Vergebens wartete der Adjutant von Augenblick zu Augenblick auf ihr Erscheinen; endlich fragte er nach ihr und vernahm nun, daß sie auf den Kirchhof gegangen, um dort auf den Gräbern ihrer Eltern im Gebete ihren Entschluß zu fassen.

„Ihr dürft es nicht übel nehmen, wenn das Mägdlein ernst überlegt, ob sie Heimath und Verwandte

verlassen soll, um sich einem immerhin noch fremden Manne anzuvertrauen. Es wäre kein gutes Zeichen, wenn ihr das leicht würde," setzte der wohlmeinende Verwandte hinzu.

„Und mag es ihr noch so schwer werden, sie muß sich nun entschließen. Ich will sie aufsuchen," entgegnete Starrschädel, dessen Gesicht sich verfinstert hatte.

„Ich' folg Euch, mit Eurer Erlaubniß, Herr Adjutant," sagte der Rathsherr.

„Wie Ihr wollt," sprach Starrschädel, der ihn errieth; überreden oder bestürmen werd' ich das Mädchen nicht, wenn sie mir nicht vertrauen kann oder will."

Schweigend schritten sie nun beide hinweg; nach einer Weile erst fing der Rathsherr mit einiger Verlegenheit wieder zu reden an:

„Ich werde Euch einhändigen, was meine Nichte an baarem Gelde besitzt, doch ist dessen nicht viel. Ihr meistes Vermögen besteht in Liegenschaften und Kapitalien, die sich nicht so schnell einziehen lassen. Ich möchte Euch überhaupt anrathen, sie stehen zu lassen auf die Zeit des Friedens, wo Ihr Euch da-

mit irgendwo ansässig machen könnt, oder, was Gott verhüten wolle, als Witthum!"

„Hab' ich darnach gefragt?" erwiderte Starrschädel flammenden Blickes; „behaltet und verwaltet Eurer Mündel Vermögen, wie vor dem. Nicht um von meiner Frau meinen Lebensunterhalt zu bekommen, sondern um ihr solchen zu geben, hab' ich um sie geworben."

Den Rathsherrn hatte die Sorge um die Zukunft seiner Nichte zu seiner Aeußerung bewogen, da er deren Vermögen in den Händen eines Officiers nicht sehr sicher aufgehoben glaubte; gleichwohl that es ihm leid, Starrschädel durch seine Vorsicht beleidigt zu haben.

Ein peinliches Schweigen entstand; indessen hatten sie das Stadtthor erreicht, von wo der Kirchhof nur eine kleine Strecke entlegen war. Ein mit grünen Hecken umgebener Weg führte sie dorthin; die Thüre war offen. Frischer Morgenglanz und feierliche Ruhe empfingen sie hier. Während Lärm und Jammer in der Stadt erscholl, während ein Sturm durch das ganze christliche Festland brauste, der die Welt aus ihren Fugen zu lösen drohte, blühten und rankten auf dieser Stätte späte Rosen und

Epheu friedlich um die steinernen Grabmäler und hölzernen Kreuze; inmitten der stillen Gräber erhob sich die alterthümliche Kirche und jenseits dehnte sich eben so stille der Wäldersaum aus, über dem der kahle Hohenstaufen, auch ein großes Grabdenkmal vergangener Zeiten, herüberblickte!

Das waren die stillen Betrachtungen des Rathsherrn; selbst Starrschädel mäßigte seinen Schritt, während sein Auge zwischen den Grabhügeln und Gebüschen nach Marie suchte.

Da drang plötzlich ein Hülferuf zu den Ohren der Männer. Er kam von jenseits der Kirche; Starrschädel, Böses ahnend, eilte vorwärts; er traf zwei Soldaten, bemüht, Marie, die sich an einen Grabstein geklammert, hinwegzuziehen.

„Was sträubt sich die Dirne?" rief so eben einer derselben; „wir sind Schweden, reputirliche Leute und wohl eines Kusses werth. Glaubt sie etwa, die Kroaten, die nach uns kommen, werden ihr feines Gesichtchen respektiren?"

Starrschädel hatte die Frechen zurückgeworfen, noch ehe er sich Zeit zu einem Worte nahm.

„Hinweg, ihr Buben," donnerte er nun und sein

Blick loderte; „hinweg von hier, oder ihr seid des Todes, so wahr ich Starrschädel heiße!“

Wüthend hatten sich die Soldaten anfangs nach dem unerwarteten Gegner umgewendet; sein Name aber bewirkte, daß sie zauderten.

Starrschädel schien nicht gestimmt, ihnen lange Zeit zur Ueberlegung zu gönnen; seine Hand fuhr zur Waffe. Einen Kampf mit dem gefürchteten Officier schienen die Soldaten denn doch nicht abwarten zu wollen, sondern zogen sich in aller Eile zurück, als wollten sie ihm nicht Zeit lassen, sie näher ins Auge zu fassen.

Sie überrannten fast den Rathsherrn, der, obwohl auch er sich beeilt, doch später als Starrschädel auf der Stelle ankam.

Er traf Marie, noch zitternd von dem überstandenen Schrecken, an Starrschädel angelehnt, als bedürfe sie noch dessen Schutz. Auch dieser zitterte noch vor Aufregung, als er sie anredete: „Ich komme, um dein Ja oder Nein zu holen. Du siehst, wie wenig Sicherheit Dir Deine Heimath noch bietet, und doch sind dies noch befreundete Truppen; ganz anders werden die Kaiserlichen verfahren! Willst Du Dich nun meinem Schutze anvertrauen, oder kannst

Du Dich nicht entschließen, das Leben mit mir zu theilen, das freilich kein leichtes und dornenloses sein wird?"

„Ich kann es, — aber ich werd Euch eine Last, ein Hemmniß auf Eurem Wege sein!" erwiderte das bebende Mädchen.

„Denke nicht daran; das ist meine Sache; ich muß wissen, was ich thue, und ich frage Dich nur, ob Du mir vertraust?" sprach Starrschädel lebhaft.

„Ja, dies ist die Frage;" fiel der Rathsherr ein, indem er die Hand auf ihr Haupt legte, als wollte er sie vor übereiltem Entschlusse abmahnen; „bedenke wohl, liebes Kind: erwarten Dich in der Heimath Gefahren und Drangsale, so mag ein Leben im Krieg wohl noch bedeutendere zeigen! Gott zeige Dir den richtigen Weg!"

Dankesvoll blickte das Mädchen auf den väterlichen Vormund; dann aber das Gesicht an Starrschädels Brust bergend, rief sie flüsternd aus: „Ich vertraue Euch; ich folge Euch, wohin Ihr geht; Oheim zürnet mir nicht darum!"

Feurig drückte Starrschädel die zitternde Gestalt an sich; bewegt aber sprach der Rathsherr: „Ich zürne Dir nicht, daß Du dem Manne vertraust,

den du liebst. Das ist von Gott so gefügt, daß ein Weib Vater und Mutter verlasse, und dem Manne anhänge, wie viel mehr fernere Verwandte. — Gott sei nun mit Dir und dem, den du erwählet hast, auf allen Euren Wegen, und das Andenken Deiner Eltern, die hier unten ruhen, bewahre Dich in der Gottseligkeit, Sanftmuth und Reinheit, in Allem, was dem Weibe ziemt, unter welchen Menschen Du auch leben magst."

Weinend beugte sich das Mädchen zu den Gräbern nieder, um Abschied von ihnen zu nehmen; Starrschädel aber drängte zur Eile. Da küßte sie noch den Rasen, der den ihr heiligen Staub barg, brach ein Zweiglein von dem Rosenstrauch, der die Gräber überwölbte und verließ gesenkten Blickes mit den Männern den Kirchhof, von dem ihr Weg unmittelbar nach der Kirche ging, nachdem der Rathsherr in Eile seiner Frau benachrichtigt, die sich alsbald einfand und den Brautkranz mitbrachte, den sie am Eingang der Kirche auf's Haupt der Braut setzte.

„O Base! Mißbilliget Ihr meine Wahl?" flüsterte diese ihr zu.

„Ich mißbillige nichts, da Du einmal gewählt.

Aber, was Du thust, das thue nicht mit halbem Herzen. Starrschädel scheint es aufrichtig gut mit Dir zu meinen; bist Du nun seine Ehefrau, so mußt Du auch vergessen, was Du verlässest; darfst ihm nicht durch Klagen und Gram dafür lohnen, daß er Dich in seinen Schutz genommen!" antwortete diese.

Hierauf traten sie noch in die halbdunkle Kirche.

Keine Brautjungfern, keine frohen Hochzeitsgäste gaben dem Paar das Geleite; keine versammelte Gemeinde empfing sie mit Gesang.

In stummem Gebete knieten sie nun am Altare nieder.

Der Diaconus, schnell herzuberufen, verlas die bedeutungsvollen Worte der Liturgie; die Verlobten gaben das Ja, das sie auf Leben und Tod verband, und der Geistliche sprach den Segen der Kirche über das Paar, das einem so ungewissen und stürmischen Wege entgegenging.

Noch das Schlußgebet und der Diaconus verließ den Altar. Starrschädel hob Marie von den Knien auf, da sie es selbst nicht vermochte; der Rathsherr wischte sich die Thränen aus den Augen, Frau Ursula wünschte den Neuvermählten in recht ernstgemeinten, aber förmlichen Worten Glück; dann schrit-

ten sie hinweg. Aber noch ehe sie den Ausgang der Kirche erreicht hatten, trat ein alter Soldat herein, um den Adjutanten schnell zum Oberst Taupadell zu berufen.

„Ich suchte Euer Gnaden in Dero Quartier beim Rathsherrn Oexlin; da wies man mich hieher," setzte der langgediente Kriegsmann mürrisch hinzu, als hielt er den Augenblick nicht sehr passend für einen Gang zum Traualtar.

„Ich folge Dir unverzüglich," antwortete Starrschädel; „halte dich zur Abreise bereit, Marie, wir werden aufbrechen müssen." Mit diesen Worten übergab er seine junge Frau, die keines Wortes mächtig war, ihren Verwandten, und eilte ins Schloß nach dem Quartier des Obersten.

„Ihr müßt sogleich aufsitzen, Adjutant," rief dieser ihm entgegen, „die Stadt füllt sich immer mehr mit Flüchtlingen. Alle sind im hohen Grade rebellisch; die Lust zur Fahne, die Subordination ist dahin; die Leute scheinen eher geneigt, als Marodeurs durch's Land zu ziehen, und sich zuletzt unter die kaiserlichen Fahnen anwerben zu lassen, als mit uns einen geordneten Rückzug zu verfolgen. Eilen wir nicht, sie hinwegzuführen, und zwar in

getrennten Partien, so gelingt es uns später gar nicht mehr!"

„Nach Eurem Befehl, Herr Oberst! Welchen Theil der Truppen soll ich hinwegführen?" fragte Starrschädel.

„Laßt aufsitzen, was ausgeruht hat, und hinwegziehen kann. Die neuen Flüchtlinge die erst in der Nacht angekommen sind, bring ich nach, sobald es möglich ist. Einige Lieutenants und Cornets werden mit Euch ziehen; die zwei Hauptleute brauche ich noch hier. Macht Euch übrigens gefaßt, mit einem wilden Volke zu thun zu haben, Starrschädel; Euer Posten wird ein gefahrvoller sein! Ich wüßte Keinen, dem ich den Auftrag, so wie Euch, mit Ruhe übertragen könnte," fuhr der Oberst fort.

„Ich danke Euch, Herr Oberst," antwortete Starrschädel; „ich werde sogleich zum Aufbruch blasen lassen; dagegen bitte ich um Euer Gnaden Erlaubniß, da ich mich so eben verheirathet, meine Frau dem Schutze Eurer Gemahlin übergeben zu dürfen."

„Eure Frau? Seid Ihr toll?" rief der Oberst aus! „zum Fastnachtscherze sind wir nicht gestimmt!

Ist dieß eine Zeit, um noch mehr Weiber mit uns zu schleppen?"

„Ich werde mich darüber bei meinen Obern verantworten, wenn mein Regiment wieder zusammen treten sollte, wozu Euer Gnaden mir nur wenig Hoffnung giebt. Nur auf einen Tag bitte ich um Obhut für meine Frau, da die Heirath nun einmal vollzogen ist, — wobei ich zu erinnern wage, daß ich nicht der erste im Heere bin, der ein solches Beispiel giebt!" versetzte Starrschädel.

„Um so schlimmer," fuhr der Oberst auf; „dieß Geschleppe von Weibern und Kindern, dieser Schweif der Heere braucht nicht noch gemehrt zu werden; ich glaube gar, Ihr wollt Euch auf mein Beispiel berufen?"

„Ich wäre nicht so kühn, wenn Euer Gnaden nicht selbst daran erinnerten," erwiderte Starrschädel kaltblütig.

„Mein glänzendes Glück sollte in der That nicht weitere Narren nach sich ziehen," murmelte der Oberst bitter; nun, ich bin nicht Euer Oberst; wär ichs, ich forderte Euch auf der Stelle den Degen ab. Des Herzogs Gunst hat Euch verzogen! Pfui! und Ihr wißt nun nichts Eiligeres zu thun, als der

Fahne abtrünnig zu werden, während Alles auf dem Spiele steht!“

„Die Fahne zu verlassen, bin ich nicht gesonnen, so lange sie noch irgendwo aufgepflanzt steht. Ihr seht, Herr Oberst, daß ich nicht zaudere, den Auftrag zu übernehmen, womit Ihr mich beehrt!“ entgegnete Starrschädel.

„Hätt' ich einen Andern, so solltet Ihr, bei Gott! den Posten nicht erhalten,“ zürnte der Oberst; aber ich habe keine Wahl, habe fast keinen Officier bei der Hand, mindestens keinen, der hierzu tüchtig wäre. — Bringt ins Kukuks Namen die — Euer Weib zu meiner Frau; sie soll sie zu sich nehmen!“

„Ich dank' Euch, Herr Oberst,“ antwortete Starrschädel; „und verpfänd Euch dagegen mein Wort, so ich das Leben behalte, auch meine Schwadronen vollzählich nach Cannstadt zu bringen.“

„Hätten wir unsere Truppen unter Bedeckung des Rheingrafen weiter bringen können, so hätte es keine Noth,“ murrte der Oberst; „aber ehe ich ihn darum angehe, gebe ich lieber Alles preis! Wenn er erfährt, daß unsere Truppen meuterisch sind, so geht er noch schneller davon, damit nur die Seinen nicht angesteckt werden! Man möchte unsere Niederlage

vergrößern, weil man dem Weimar'schen Ruhme grollt! Als ob wir nicht für eine Sache fechten, nicht einer Fahne folgten! Als ob Jeder den Krieg nur auf eigene Rechnung zu führen hätte!"

Mit diesen Worten entließ der Oberst Starrschädel, der sich eiligst hinwegbegab.

Wenige Minuten später wurde von Straße zu Straße zum Aufbruch geblasen. Während die Leute sich sammelten, die zum Ritte bereit waren, eilte Starrschädel nach dem Oexlin'schen Hause zurück, um Marie abzuholen, und der Oberstin zuzuführen. Die Trompetenstöße hatten ihr und ihren Verwandten bereits angekündigt, daß der Augenblick der Trennung herbeigekommen. Starrschädel traf sie inmitten des Abschiedsjammers; er machte demselben ein schnelles Ende, indem er erklärte, keinen Augenblick mehr zaudern zu dürfen.

„So geleit' Euch denn Gott, der Herr, in dessen Hut wir alle stehen! Sollten wir uns in dieser Zeitlichkeit nicht wiedersehen, so schenke er den Ueberlebenden Trost und Hülfe, denen aber, die er ruft, einen seligen Tod!" sprach Frau Ursula, indem sie Marie, welche sie mit krampfhafter Innigkeit umschlungen hielt, sanft losmachte, und Starrschädel in den Arm legte.

Herr Oexlin machte sich bereit die Weggehenden zu begleiten, um wegen Unterbringung des Gepäcks Sorge zu tragen.

Noch einmal machte die Scheidende sich los, um ihren kleinen Liebling an's Herz zu drücken; sie mochte wohl in diesem Augenblicke dem Kinde wünschen, es möge dereinst einen fröhlicheren Hochzeitstag erleben, als sie.

Mehr aber gestattete Starrschädels Geduld nicht. Von ihm mehr getragen, als geführt, von dem Rathsherrn gefolgt, der kaum gleichen Schritt halten konnte, hatte sie nach wenigen Augenblicken die Schwelle des Hauses überschritten, in dem sie von früher Kindheit an gelebt. Bald hatten sie das Schloß erreicht und wurden nach dem Gemache der Frau Oberstin geführt.

Es war eine ältliche Frau, von hagerer Gestalt und ziemlich düsterem Blicke, die ihnen ernst entgegenblickte, und Starrschädels ehrerbietige Begrüßung mit vornehmem Kopfnicken erwiderte. Sie war, wie ihre Reisekleider verriethen, erst kurz zuvor angekommen. Wenige Stunden von Nördlingen sich aufhaltend, hatte sie sogleich die Reise angetreten, sobald die Unglückskunden ihr mitgetheilt worden.

Starrschädel brachte seine Bitte vor, seine junge Frau bis zur Ankunft in Cannstatt unter ihre Obhut stellen zu dürfen, da ein erhaltener Auftrag ihn voranschicke.

„Der Oberst hat mir bereits davon gesagt! Ich entspreche Eurem Wunsche und nehme Eure Frau hiemit in meinen Schutz,“ entgegnete die Oberstin, indem sie Marie die Hand darbot.

Erst jetzt begriff diese, wovon die Rede war, und anstatt sich durch einen Handkuß der Gönnerin zu empfehlen, schmiegte sie sich schüchtern an ihren Gatten und fragte mit dem Ausdruck des Schmerzes: „Du verlässest mich? Du giebst mich so schnell in fremde Hände?“

„Es geht nicht anders. In Cannstatt triffst Du mich wieder,“ erwiderte er tröstend.

Da trat der alte Ordonnanzsoldat mit der Meldung herein: „Der Herr Oberst läßt dem Herrn Adjutanten ansagen, daß die Mannschaft sich versammelt!“

„Ich muß hinweg! Härme Dich nicht, herzliebes Weib, wir sehen uns heute oder morgen zu Cannstadt wieder!“ flüsterte Starrschädel Marie noch mit einem Kusse zu und eilte hinweg.

„Geht mit Glück und seit ohne Sorgen um Eure junge Frau,“ sagte die Oberstin, der er noch seinen Respekt bezeugte.

„Weint nur, junge Frau,“ fuhr sie fort, als die Thüre sich hinter ihm geschlossen, und Marie sich bleich und ihrer Besinnung kaum mächtig an einen Stuhl zu lehnen genöthigt war; „das ist kein freudiges Loos, das Du erwählet hast; es gab eine Zeit, wo auch ich so weich und thränenvoll war, wie Du jetzt, und fast bewegt michs Dich so zu sehen und zu denken, was Deiner noch warten mag. Aber mit der Zeit wird man stumpfer und kälter, und lernt vieles ertragen; das ist noch das Beste!“

Starrschädel hatte indessen im Schloßhofe noch einen flüchtigen Händedruck mit dem Rathsherrn gewechselt, der dort mit der Dienerschaft des Obersten wegen Mariens Gepäck verhandelte, und dessen Herz zu voll war, um den Wegeilenden mehr als ein „Gott sei mit Euch Beiden,“ zum Abschied zu sagen. Dann zu Pferde steigend, eilte der Adjutant, die Mannschaft, die von allen Seiten her gegen das Thor strömte, persönlich zu sammeln. Es schien deren eine starke Anzahl zu werden, denn Küchen und Keller des überfüllten Städtchens waren ziem-

lich geleert, und überdies der Raum durch die neuen Ankömmlinge beengt.

In dumpfer Verzweiflung sahen die Einwohner der Stadt den Wegeilenden nach; sie schienen aufzuathmen, da wenigstens einige ihrer augenblicklichen Dränger hinweggingen — doch sie sahen ja der Ankunft schlimmerer, feindlicher Horden entgegen.

Vor dem Thore endlich musterte Starrschädel die Leute, die, aus verschiedenen Regimentern zusammengelaufen, einige vollständige Schwadronen ausmachen mochten.

Beim Anblick dieser, in wenigen Tagen der Schlacht und Flucht auffallend verwilderten Gesichter, dieser Mienen mit dem Trotz der Verzweiflung, konnte er sich nicht verbergen, daß Oberst Taupadell seine Aufgabe keineswegs zu schwierig dargestellt. Doch von Natur schon muthig, war er namentlich jetzt in der Stimmung, Allem zu trotzen, um zu zeigen, daß seine Heirath seinen Eifer im Dienste nicht geschwächt.

Er hatte die Schaaren geordnet, so gut es in der Eile möglich war. Vor ihrer Fronte haltend, redete er sie an: „Wir sind auf dem Rückzug, aber mit Gott und durch unsre guten Waffen werden

wir bald wieder zu Kampf und Sieg schreiten können. Ob der Herzog, unser Feldherr, gerettet, was aus den Feldmarschällen geworden, wer das Heer nun anführen wird, wenn sie uns verloren bleiben — das wissen wir nicht; aber die Fahne steht aufrecht, und Feldherr und Heer werden sich stets zu ihr finden; Gott selbst ist auf ihrer Seite; Ehre, Gewissen und deutsche Freiheit sind's, für die wir unter ihr kämpfen. Darum Leib und Blut für die Fahne, und Schande dem Feigen, der sie verläßt!"

Seine Stimme, voll, klar und von Begeisterung durchglüht; sein sprühendes Auge, seine ganze Gestalt war geeignet, seinen Worten Nachdruck zu geben.

Unter der Reiterschaar wurde zuerst ein grollendes Murmeln bemerkbar, aber dieses wurde übertönt von Beifallsrufen Anderer, und nach wenigen Minuten hatten diese die ganze Schaar so hingerissen, daß sie in ein brausendes Hoch für die Fahne ausbrach, in das auch die Anfangs Widerspenstigen einstimmten.

Den blanken Reitersäbel schwingend, machte nun Starrschädel Kehrt, und sein donnerndes Vorwärts setzte die Pferde in Trab.

IV.

Noch ehe die Truppen von Göppingen ausgezogen, war Herzog Eberhard mit seinen Räthen nach Stuttgart abgereist. Wohl hatte einer der Letzteren die Frage aufgeworfen, ob nicht der Herzog sogleich nach Nördlingen eilen solle, um noch gegen möglichst leidliche Bedingungen Frieden mit dem König von Ungarn zu schließen, und so die ärgste Verheerung vom Lande abzuwenden, doch die übrigen Räthe waren gegen diesen Vorschlag; sei es, weil sie die Person des Herzogs dabei gefährdet glaubten, oder fürchteten, daß der geängstete junge Fürst zu Bedingungen gezwungen werden könne, die für des Landes Zukunft verderblicher sein würden, als augenblickliche feindliche Gewaltthat. Eberhard selbst war nicht der Mann eines so raschen und kühnen Entschlusses; ihm bangte davor, dem König von Ungarn wie dem Kardinalinfanten entgegenzutreten. Erst in der Hauptstadt sollten nun weitere Entschlüsse gefaßt werden.

Kaum mochte ein Fürst je beklommeneren Herzens durch sein Land gefahren sein, als jetzt der junge Eberhard.

Ohne alle Vertheidigung, da auch der Rheingraf hinwegzog, stand jenes nur den österreichischen Siegern offen, deren besondern Groll sich der Herzog von Würtemberg durch den Anschluß an die Schweden und Franzosen im sogenannten Heilbronner Bündniß zugezogen hatte.

Verstört irrte Eberhards Blick über die Landschaft hin, deren Saaten bald zerstampft, deren Dörfer eingeäschert werden konnten — während er selbst vielleicht gefangen hinweggeführt würde!

„Warum mußt' ich auch am Heilbronner Bunde Theil nehmen? Es wird an Mir und Meinem Lande schwer gerächt werden!“ rief er bitter aus.

„Fürstliche Gnaden, die österreichischen Bedrückungen und Anmaßungen der Ordensleute haben dazu gezwungen; Würtemberg hatte sich des Anschlusses an die Schweden so lange erwehrt, als es nur möglich war;“ sprach der Landeshofmeister.

„Und was nützt Mir jetzt dieses Bündniß, wo Ich in Kaisers Gewalt stehe?“ seufzte Eberhard.

„Noch steht es bei Euer Gnaden, sich derselben

zu entziehen! Friedensunterhandlungen werden leichter aus sicherer Ferne geführt, als wenn ein Theil sich in der Gewalt des Andern befindet," äußerte der Landeshofmeister bedeutungsvoll.

„Helmstädt! was wollt Ihr damit sagen — Ich sollte, um Leib und Leben zu retten, mein Land in der größten Gefahr verlassen?" rief der Herzog aus.

„„Würde das Unglück des Landes vermindert, wenn der Landesfürst in feindliche Gewalt geriethe? Würde seine Befreiung nicht durch die größten Opfer erkauft werden müssen?""

„Mein Land verlassen! Wann würde Ich endlich wieder dahin zurückkehren können? — Helmstädt, wenn ich an den Pfalzgrafen denke, der seit sechzehn Jahren auf fremdem Boden umherirrt — — sagt man nicht, er hätte besser gethan, in Böhmen zu bleiben, und es auf den Kampf ankommen zu lassen?"

„„Hätte sich wohl der Pfalzgraf in einem spanischen Gefängnisse besser befunden als auf der Flucht? — Wie dem aber auch sei, Euer fürstlichen Gnaden bleibt ja die Wahl einer Vertheidigung gar nicht mehr!""

„Nein, Wir sind entwaffnet!" seufzte der Her-

zog; — Unterwerfung oder Flucht; die Wahl ist schrecklich! — Helmstädt, Ich habe ein Herz für mein Volk, möchte es gerne glücklich machen, es in Frieden und Gottesfurcht weise regieren, wie einst Eberhard im Bart, mein großer Ahn — warum mußt' ich in diesen Zeiten geboren werden, wo Jedermanns Hand ist wider Jedermann?"

„Muth, mein gnädigster Herr; die Zeit wird kommen, wo Sie die Wunden heilen können, die der Krieg Ihrem Lande geschlagen, aber um dieß zu erreichen, gilt es jetzt für Sie, dem Unglück aus dem Wege zu gehen," sprach Helmstädt.

Der Herzog antwortete ihm nicht; er wollte nichts Weiteres von Flucht hören, und doch schienen seine Gedanken noch bei dem Vorschlage zu verweilen.

Darüber waren sie nach mehrstündiger eiligster Fahrt bei der Reichsstadt Eßlingen, nur drei Stunden von der Hauptstadt entfernt, angekommen.

Auch hier hatte sich bereits die Unglückskunde verbreitet, obwohl bestimmte Nachrichten fehlten.

Da der Wagen des Herzogs sogleich erkannt wurde, näherte sich ihm der Thorhauptmann mit einem Rathsherrn, die ehrerbietig um Nachrichten

baten. Der Landeshofmeister gab diese in einigen Worten.

„Euer fürstliche Gnaden werden hier absteigen?" sprach der Rathsherr darauf; soeben ist auch Herzog Bernhard von Weimar angekommen, um bei dero muthmaßlicher Durchreise Euer Gnaden zu sprechen."

„Bernhard von Weimar!" riefen in höchster Ueberraschung Herzog und Räthe aus.

„Seine Gnaden sind im Rathhause abgestiegen," fuhr der Rathsherr fort, der in Ermangelung aller näheren Kenntniß des Vorgegangenen sich das Erstaunen der Ankömmlinge nicht zu erklären wußte. Eberhard fuhr sofort mit seinem Gefolge zum Rathhause. Unter der Pforte traten ihm Bürgermeister und Räthe entgegen, die soeben mit erheiterten Mienen von einer Audienz bei Herzog Bernhard kamen. Ihren fürstlichen Grenznachbar, den Herzog von Würtemberg, mit aller Devotion begrüßend, schritten sie an ihm vorüber. Oben an der Treppe empfing Bernhard die Ankommenden.

„Ist's möglich, daß Wir Euer Liebden hier auffinden? Wir gaben Sie verloren," rief Eberhard diesem entgegen.

„Ich war nahe daran,“ sagte Bernhard, indem er nach gegenseitiger Begrüßung Eberhard sammt seinem Gefolge in's Gemach führte; „wissen Euer Liebden Mir vielleicht Nachricht von den Feldmarschällen Horn und Kratz zu geben?“

Eberhard verneinte. „Nur Oberst Taupadell ist mit einiger Mannschaft zu Göppingen angekommen. Von den Feldmarschällen wissen wir nichts.“

So müssen sie einen andern Weg eingeschlagen haben und wir werden bald von ihnen zu hören bekommen,“ sprach Bernhard zuversichtlich.

„Gott gebe es, — Aber wie sind Euer Liebden entkommen?“ äußerte der Herzog von Würtemberg, nachdem auf Bernhards Einladung er sammt seinen Räthen Sitze eingenommen.

„Schon war ich von den Kroaten umringt, am Halse leicht verwundet, da wurde auch das Pferd unter mir weggeschossen; ein Reiterhauptmann gab mir das Seinige — ich vermuthe, er hat seine Aufopferung mit dem Leben bezahlt — mit diesem entkam ich sammt einigen wenigen Begleitern nach dem Remsthale, wurde aber von den Kroaten fortwährend verfolgt, gewann auf dem ganzen Ritte, obwohl vom Blutverlust geschwächt, kaum so viel Zeit,

ein rohes Ei zu verschlucken, dessen meine Leute am Wege habhaft geworden; doch langte ich unter Gottes Obhut mit dem Einbruch der Nacht glücklich in Cannstadt an, wo meine Verfolger nun ihren Rückzug nahmen. — Nachdem ich zuerst Botschaft an den Reichskanzler abgefertigt, und hernach die Nacht über geruht, kam ich hieher, um Euer Liebden und den Rheingrafen, die ich auf dem Wege von Göppingen hieher vermuthen konnte, zu sprechen, und etwas von den Truppen zu vernehmen, die sich großentheils nach dem Filsthale gewendet." So schloß Bernhard.

Kaum ließ sich ein schärferer Gegenstand denken, als der der beiden Herzöge, die sich hier gegenübersaßen.

Bernhard von Weimar, der reife Mann im Vollgefühle der Kraft, gestählt durch den Krieg, ungebeugt von jedem Unglück, eine Feuerseele, edel und hochfliegend, aber auch streng, ja hart, ohne weichere Regungen des Gemüths, da er solche nie hatte pflegen können; und Eberhard von Würtemberg, der blonde, kaum bärtige Jüngling, dem ein so wohlmeinendes Herz, ein so weiches Gemüth aus den Augen blickte, der aber von den kriegerischen Eigen-

schaften, welche die Zeit erforderte, nicht eine Spur besaß!

„So hätten wir nicht zusammenzutreffen erwartet! Euer Liebden Ihres Heeres und ich Meines Landes beraubt,“ seufzte Eberhard, nachdem Bernhard seinen Bericht geendet.

„Beraubt? Wo das Land so viele feste Plätze, so günstiges Terrain für die Vertheidigung bietet?“ rief Bernhard aus.

„Zur Vertheidigung? Ohne Truppen? Wie um's Himmels Willen sollen wir die Plätze besetzen?“ fragte Eberhard erstaunt.

„Es muß doch ein Drittel des Heeres entkommen sein; ich werde die Flüchtlinge schleunigst sammeln; ferner steht der Rheingraf mit seinen frischen Truppen noch im Lande; endlich sind französische Hülfstruppen, die am Rheine stehen, für den Fall der Noth zugesagt. Mit all dem können wir zwar eine offene Schlacht im Augenblick nicht wagen, aber wir können den Feinden jeden Fuß breit Landes streitig machen; so gewinnen wir Zeit. Oxenstierna, dem ich, wie schon erwähnt, Nachricht gegeben, wird den Bundesrath zur Aufstellung eines neuen Heeres auffordern. Auf anderer Seite ist zu erwarten, daß

die Spanier, die für die Niederlande bestimmt sind, unsern Kriegsschauplatz verlassen müssen; dadurch wird das kaiserliche Heer geschwächt und binnen weniger Monate können wir als Sieger dastehen, wo wir heutigen Tages ganz vernichtet scheinen," sprach Bernhard mit Feuer.

Staunend vernahm ihn Eberhard; es schwindelte ihn ob der Kühnheit und Zuversicht solcher Sprache unter den obwaltenden Umständen.

„Ein solcher Vertheidigungskampf wird das Land kaum weniger hart berühren, als wenn es gleich in Feindeshände fällt," äußerte einer der herzoglichen Räthe.

„Und sie schneidet jede Aussicht einer Versöhnung mit kaiserlicher Majestät ab," fügte ein zweiter hinzu.

„Sollte es nicht besser sein, eine Versöhnung mit dem Kaiser zu versuchen, der zum Frieden geneigt sein soll," fragte Eberhard, auf dessen schüchternes Gemüth Bernhards kühnes Auftreten eher beängstigend als anfeuernd eingewirkt hatte.

„An Versöhnung mit Oestreich denken Sie?" rief Bernhard mit funkelnden Augen aus, „mit Oestreich, das Hand in Hand mit Spanien geht? Herr Herzog

von Würtemberg, denken Sie nur an die augenblickliche Kriegsnoth Ihres Landes, an die Verwüstung der Felder, die sich wieder anpflanzen, der Städte, die sich wieder aufbauen lassen, aber nicht an das unschätzbare Kleinod des evangelischen Bekenntnisses, das Ihre Ahnen dem Lande gewonnen, das zu erhalten Ihre heilige Fürstenpflicht ist, das aber, einmal verloren, allen künftigen Generationen verloren bleiben wird?"

„Wir kennen Unsere Pflicht als evangelischer Landesherr," erklärte Eberhard etwas verletzt; „Wir sind auch entschlossen, das theure Kleinod der evangelischen Wahrheit, wie es in Augsburgischer Confession dargelegt ist, bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Da aber Unsere Truppen in der unglücklichen Schlacht mit aufgerieben worden, Unser armes Land den Feinden offen steht, so ist es wohl auch Unsere Pflicht, die feindliche Verheerung abzuwenden, so gut es möglich ist."

„Wenn Euer Gnaden ein Landesaufgebot an alle wehrfähigen Männer ergehen ließen? Officiere würden sich unter den Flüchlingen finden," schlug Bernhard vor.

Die Räthe blickten sich bedenklich an.

„Es war ein allgemeines Landaufgebot für den Nothfall angekündigt — aber auf eine so völlige Niederlage war man nicht gefaßt.

Jetzt ist der Muth dahin, und es fehlt auch, da die Sachen so drängen, an Zeit, um die Mannschaft zu organisiren,“ sagte der Landeshofmeister.

Herzog Eberhards entmuthigtes Schweigen überzeugte Bernhard, daß es vergeblich sein würde, weiter darauf einzugehen.

„So werden Euer Liebden mindestens geneigt sein, auf andere Weise für Truppen zu sorgen,“ fuhr er nach einigem Nachdenken fort; „wir müssen französische Hülfe in Anspruch nehmen. Am besten geschieht dieß durch Sie, deren Land zu beschützen ist. — Wollten Euer Liebden eine Sendung an den Marschall de la Force, der bei Straßburg steht, übernehmen?“

„Eine Sendung an de la Force?“ wiederholte Eberhard, in etwas überraschtem, aber nicht abgeneigtem Tone, indem er fragend auf seine Räthe blickte.

„Ob eine Entfernung Euer fürstlichen Gnaden vom Lande jetzt anzurathen ist?“ — meinte Jäger. „Auch würde eine Herbeiziehung französischer

Truppen den Bruch mit dem kaiserlichen Hof noch erweitern, warf der Vicekanzler bedenklich ein.

„Es ist hier nur die Frage, was besser, ob französische Hülfe oder spanische Gnade zu erbitten; ich meine doch, daß die erstere vorzuziehen sei!“ entgegnete der Landeshofmeister mit Nachdruck.

„Ja,“ entschied Eberhard endlich; „man hatte Mich stark genug von französischer Seite gedrängt, mit in's Heilbronner Bündniß zu treten; nun Ich durch dasselbe in diese Noth gerathen bin, darf man Mich dort auch nicht verlassen.“

„So sind Euer Liebden entschlossen, den Auftrag auszuführen? Ein Entschluß mußt gefaßt werden, sei's welcher er wolle; es ist kein Tag, keine Stunde zu verlieren, gilts doch Ihr eigenes Land zu retten!“ sprach Bernhard.

„Ich bin entschlossen,“ erklärte Eberhard nach einer Pause.

„Es ist gut,“ sagte Bernhard zufrieden, da er wohl wußte, daß dem jungen Fürsten Verstand und Beredtsamkeit nicht fehlten, daß er die Sache, die ihn am nächsten anging, auch am wärmsten vertreten würde. „Lange genug hat Frankreich den Krieg

heimlich geschürt, nun soll es auch einmal eine Hand dazu reichen.“

Er setzte sich am Tisch nieder, um einen eiligen Brief an den Marschall de la Force zu schreiben. Eberhard nützte diese Zeit um sich über das Nöthigste mit seinen Räthen zu besprechen.

Die bald darauf folgende Sendung eines Frühstücks von Seiten des Raths unter dem Vortritt eines Rathsherrn unterbrach die ernsthaften Verhandlungen.

Ein ehrbarer reichsstädtischer Stadtvorstand pflegte auch über den Schrecken des Krieges die Pflichten der Gastfreundschaft nicht zu vergessen.

Da beide Herzöge, besonders Eberhard einen starken Weg gemacht, so war die gastfreundschaftliche Fürsorge in diesem Falle nicht überflüssig; man setzte sich zu Tische, hatte aber das Frühstück noch nicht beendigt, als Trompetenklang und Pferdegetrappel die Ankunft von Truppen verkündete. Herzog Bernhard trat an’s Fenster und sah Starrschädel an der Spitze mehrerer Schwadronen haranreiten; eine freudige Ueberraschung für ihn, da er den jungen Mann liebte, und ihn todt geglaubt. Ein „Halt“ von seiner Stimme zog alle Blicke nach dem

Fenster empor, und erweckte einen donnernden Jubelruf der überraschten Truppen.

Ein Wink berief Starrschädel herauf, der von freudiger Ueberraschung wie trunken vom Pferde sprang und in das Haus flog.

„Willkommen Adjutant," begrüßte ihn im Vorzimmer der Feldherr lächelnd; „ich glaubte Euch bei Hirnheim geblieben."

Und wir fürchteten, daß Euer Gnaden in Gefangenschaft gerathen, und freuen uns, Sie wieder bei uns zu sehen," gab der Adjutant leuchtenden Blickes zurück.

„„Oberst Taupadell hat sich, wie ich hörte, mit mehreren Schwadronen nach Göppingen retirirt? Wißt Ihr nichts von den Generalen Roßstein, Chabelitzky? von dem Darmstädtischen Landgrafen?""

„Den Landgrafen sah Oberst Taupadell fallen. Von den Generalen und sonstigen Bataillionscommandanten ist mir nichts bekannt."

„„Der Landgraf gefallen? Auch Markgraf Friedrich von Ansbach, die Obersten Schneidewein und Wetberger! Gott verhüte, daß wir noch von mehr Verlusten hören,"" rief Bernhard aus. „„Und wie hält sich Euer Mannschaft, Starrschädel?""

„Die Leute sind im hohen Grade meuterisch, und es kostete alle Entschlossenheit, sie bis jetzt zusammenzuhalten. Ich hoffe, daß sie unter dem Auge des Feldherrn wieder zum Gehorsam zurückkehren werden," antwortete Starrschädel.

„Schließt die Thore, ehe Ihr absitzen laßt, und kündigt der Mannschaft an, das binnen einer Stunde wieder zum Aufbruch geblasen werde," beschied der Herzog, indem er den Adjutanten entließ.

Er selbst kehrte zu Herzog Eberhard zurück, der indessen noch weiter mit seinen Räthen besprochen.

Sofort entfernten sich diese nun, um, da der Entschluß zur Reise nach Straßburg gefaßt war, eilige Aufträge in Stuttgart auszuführen. Auf den Rath des Landeshofmeisters sollte alles Beste an Geräthschaften, sammt dem Inhalt der herzoglichen Kassen eilig mit nach Straßburg abgeführt werden, wo sich bereits seit der drohenden Nähe des Kriegs die verwittwete Mutter des Herzogs sammt den Prinzen und Prinzessinnen befanden.

Nur der Landeshofmeister blieb bei dem Herzog zurück, der dem Vertheidiger seines Landes noch manche Auskunft wegen der Festungen desselben, ihrer Commandanten und Besatzungen, zu geben hatte.

Nach einer Berathung hierüber fertigte Eberhard noch einige Befehle aus, welche die wenige, noch in Garnison liegende und zum Theil bei den rheingräflichen Truppen befindliche Mannschaft in die Hauptfestungen vertheilte, und einigen derselben neue Commandanten zuwies, unter Anderem dem außerhalb des Landes im Hegau gelegenen Hohentwiel den dort so berühmt gewordenen Widerhold. Herzog Bernhard erklärte sich entschlossen, sobald die Hülfsmanschaft eingetroffen, die Besatzungen der festen Plätze noch zu verstärken. Damit war das Nöthigste vereinigt, und Bernhard mahnte, daß Herzog Eberhard seine Reise nun schnell antrete.

War dieser während der Besprechungen mit Bernhard von dessen kriegerischem Muth mit angefacht worden, so schien ihm, als er sich zur Reise fertig machte, das Herz wieder um so schwerer zu werden.

„Denken Euer Liebden nicht gering von Meinem Muthe," äußerte er, „Gott weiß, es ist was Anderes, einen kriegerischen Posten gegen einen andern aufzugeben, als das eigene Land in einem Augenblicke zu verlassen, wo man nicht wissen kann, wenn man dahin zurückkehren wird!" „Euer Liebden verlassen es, um es sich zu erhalten, mit den Hülfs-

truppen können Sie ungefährdet in's Land zurückkehren, das auch wir wieder räumen, wenn sich der Feind von den Grenzen gewendet," sprach Bernhard, der wohl durchschaute, wie es dem jungen Landesfürsten ein peinliches Gefühl erregte, einen Fremden so unumschränkt in seinem Lande schalten zu sehen, während er selbst, der Gefahr nicht gewachsen, ihr auswich.

Er begleitete den Scheidenden bis zum Wagen, wo sie sich noch die Hände reichten, ehe Eberhard mit seinem Landeshofmeister einstieg.

„Gottes Hülfe sei mit Euer Liebden! Schonen sie Mein armes Land so weit es möglich ist," rief der Scheidende noch im Abfahren dem fürstlichen Feldherrn zu, dessen Antwort im Geräusch des hinwegrollenden Wagens verhallte.

Nachdenkend kehrte Bernhard ins Haus zurück. Der junge Landesherr von Würtemberg war von gutem Willen beseelt, und wenn er schwankenden Charakter zeigte, so hatten die sämmlichen bedeutenderen protestantischen Fürsten, von Sachsen, Brandenburg, Darmstadt, nicht viel Ursache, sich größerer Entschlossenheit zu rühmen, ohne Eberhards Jugend für sich zur Entschuldigung zu haben. Bern-

hard aber, der an Charakter und Begabung den Zeitverhältnissen gewachsen war, hatte nur an der Spitze seiner Armee zu gebieten, da er als nachgeborner Prinz des Hauses, außer dem leeren Herzogstitel nur seiner kriegerischen Stellung, die jetzt vernichtet schien, Geltung verdankte.

Aber — er fühlte die innere Kraft ungebrochen, und in ihr lebte ihm auch die Ueberzeugung der göttlichen Berufung.

„Bin ich vermessen?" fragte er sich in lebhaftem Selbstgespräch; „auch Wallenstein hatte diese unerschütterliche Zuversicht, auch ihn konnte kein Unglück beugen, er glaubte an die Sterne, die ihm Glück kündeten, — und er ward von ihnen betrogen! — Ich suche meinen Glauben, meinen Muth nicht in den Sternen, sondern bei dem, der sie geschaffen! „Nein!" fuhr er, im Gemach auf- und abschreitend, mit erhöhter Stimme fort:

„Mit unserer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst erkoren.
Fragst Du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth

Und ist kein anderer Gott,
Das Feld muß er behalten."

„Das Feld muß er behalten," wiederholte er mit Nachdruck. Da verkündeten ihm neue Trompetenstöße vom Thore die Ankunft der Taupadell'schen Truppen. Bald trat der Oberst selbst, schon durch die Thorwache von der Anwesenheit seines Feldherrn benachrichtigt, bei ihm ein.

Oberst Taupadell, ein Thüringer, war einer der tüchtigsten Offiziere in der Weimar'schen Armee, und dem Vertrauen des Herzogs um so näher, da er schon lange unter ihm diente. Die Begrüßung war daher gegenseitig eine sehr herzliche. Dann eröffnete der Herzog dem Obersten, daß er die Truppen unter seiner Aufsicht zu Cannstatt stehen lassen werde, wo ein Lager zu errichten sei, während er selbst mit kleiner Begleitung das Land hinabeilen wolle, um die weiteren Flüchtlinge zu sammeln, die den Weg größtentheils durch das Rems- und Neckarthal hinab gegen Heilbronn genommen haben mußten.

„Kein Zweifel! Der Rheingraf wird sich nicht übel wundern, wenn er nicht nur Eure fürstliche Gnaden, sondern auch wieder ein Heer um sich ver-

sammelt trifft," äußerte der Oberst, indem er dem Herzog Bericht über den zu Göppingen gehaltenen Kriegsrath gab.

„Ich kenne die Gesinnungen des Rheingrafen," sprach Bernhard gelassen; „ich weiß, daß die andern Heerführer überhaupt lieben, ihre Eifersucht mit Klagen über meine Willkür und Herrschsucht zu bemänteln. Aber ich will Otto Ludwig jetzt jeden Grund zur Klage benehmen. Wir sind seiner zur Behauptung Würtembergs benöthigt, er wird und muß hier zurück bleiben."

Sofort wurden die früher angelangten Truppen zum Aufbruch geblasen; außerhalb des Thores hielt der fürstliche Feldherr noch eine flüchtige Musterung und stellte sich an die Spitze der Schwadronen, bis sie nach dem Ritt einer Stunde zu Cannstatt anlangten. Dort ließ er die Truppen, wie er voraus bestimmt, unter Taupadell zurück und eilte mit kleinem Gefolge, worunter auch Starrschädel, den Neckar hinab. Freudig folgte ihm der Letztere, obwohl ihm beim Bewußtsein des Geständnisses, das er dem Feldherrn zu machen hatte, etwas peinlich zu Muthe war. Selbst weicheren Regungen unzugänglich, übte Bernhard darum auch weniger Nach-

sicht gegen seine Offiziere als andere Armeeführer, und der Troß der Offiziersfrauen und gemeinen Soldatenweiber war bei seinen Truppen nicht so groß, wie bei andern.

Oberst Taupadell, seit der Ankunft in bester Stimmung, hatte dem jungen Manne selbst überlassen, die Eröffnung dem Feldherrn in guter Stunde zu machen. Eine solche fand sich im Laufe des Tages aber nicht. Während Bernhard bis Heilbronn an der Landesgrenze weiter eilte, wo er die meisten Flüchtlinge zu treffen vermuthete, schickte er Starrschädel in die seitabwärtsliegenden Städte und Orte, um dort die Kunde von seiner Rettung und der Sammlung des Heeres zu Cannstatt zu verbreiten. Erst am folgenden Abende langten sie mit etwa 8000 Mann in Cannstatt wieder an, wo indessen Taupadell ein Lager errichtet hatte, und wo auch der Rheingraf mit seinen Truppen eingetroffen war.

Bernhard, so ermüdet er auch sein mochte, wollte, wichtiger Unterredung halber, Letztern noch aufsuchen. Starrschädel entschlossen, nicht auch diesen zweiten Tag vorüber gehen zu lassen, ohne dem Herzog sein Geständniß gemacht zu haben, ergriff

den Augenblick als dieser, nachdem er die Reiseklei=
der abgelegt, einen Imbis nahm.

Bernhard, mit seinen Leistungen während der beiden anstrengenden Tage zufrieden, hatte ihm den Abend frei gegeben, und ihn ermahnt, sich frühe zur Ruhe zu legen, da er gelegentlich erst von seiner Blessur gehört hatte, die der Adjutant so anschlug, als der Herzog seine Halswunde.

„Eure Gnaden erlauben wohl, daß ich erst meine Frau die mich längst erwartet haben wird, aufsuche und unterbringe,“ antwortete Starrschädel, der wußte, daß der Herzog Umschweife nicht liebte.

„Eure Frau?“ fragte Bernhard, dessen erstaun=
ter Blick an der Geistesanwesenheit des Adjutan=
ten zu zweifeln schien.

„Gnädigster Herr! ich habe mich gestern zu Göppingen verheirathet,“ sagte Starrschädel hierauf.

„Da habt Ihr's,“ flüsterte Taupadell ihm zu, der mit anwesend war; „Der Herzog verfärbt sich, das hätte er jedem Andern eher verziehen, als Euch den er mit seinem Vertrauen beehrt hat!“

Er hatte recht gesehen; Bernhard schwieg einen Augenblick, während sich sein Gesicht verfinsterte, dann sprach er kalt; „Schenkt Eure Zeit Eurem

Weibe, Adjutant; bevor ich euch rufen lasse, habt Ihr vor mir nicht wieder zu erscheinen. Es sind jetzt ohnedies mehr Officiere da, als wir für 8000 Mann verwenden können!“ Damit kehrte er sich ab.

„Warum habt Ihr nicht noch eine Weile geschwiegen? Meine Frau würde Euer junges Weib gerne noch länger bei sich behalten haben,“ raunte Taupadell dem Adjutanten zu.

Starrschädel schüttelte verneinend den Kopf; er hätte den Feldherrn nicht hintergehen mögen. Ohne einen Versuch zu seiner Entschuldigung zu machen, der doch keinen Eingang gefunden haben würde, verließ er das Quartier des Herzogs, nachdem ihm der Oberst noch gesagt, wo er seine Frau treffen werde.

Ob er aber die Heirath auch geschlossen hätte, wenn er gewußt, daß der Herzog noch lebe? diese Frage stieg in seiner Seele auf, während er hinwegritt; aber er beantwortete sie sich nicht, sondern spornte sein Roß und jagte zum Quartier der Oberstin.

Die letzten Worte des Herzogs schienen seine Entlassung anzudeuten; er wußte nun zwar, daß er in diesem Falle leicht andern Orts ein Unterkommen finden würde; er besaß auch die Mittel, um eine Zeit lang warten zu können, — aber die Stim-

mung, in der er dieß überdachte, war doch nicht passend zur Bewillkommnung seiner jungen Frau.

Er hatte das Haus erreicht, ließ sein Pferd stehen, und eilte hinauf.

Marie hatte seinen langersehnten Tritt schon vernommen, und flog ihm entgegen; neue Lebensröthe und freudiges Lächeln überzogen ihr bleiches Gesicht, ihre Blicke suchten mit vollster Freudigkeit die seinigen.

Dieser Hingebung vermochte Starrschädels unmuthige Stimmung nicht Stand zu halten. Er bewillkommnete sie freundlich, und bezeugte der Oberstin seinen Respekt. Diese erwiderte seinen Gruß gleichgültig; für seine junge Frau aber schien sie eine Art von Zuneigung gefaßt zu haben, hatte ihr, so schweigsam sie sonst schien, erzählt, wie sie den Obersten ohne Willen ihrer Familie geheirathet, wie sie von dieser deshalb nicht mehr anerkannt sei; wie ihr seitdem auf den Feldzügen ihre Kinder gestorben, wie sie selbst kränkelte, aber sich nicht in einer fremden Stadt niederlassen möge, wozu ihr Mann ihr oft den Vorschlag gemacht, sondern lieber ihm auch fernerhin im Felde folge, wenn schon ihr Lebensmuth gebrochen sei. Sie machte nun das An=

erbieten, Marie bei sich zu behalten, da die Quartiere in Cannstatt überfüllt sein dürften.

Starrschädel lehnte dieß ab; er wollte in diesem Augenblicke, wo er in Ungnade stand, in keinerlei Abhängigkeit von dem Obersten oder dessen Frau kommen; wollte überhaupt Marie in seiner Nähe haben, sie auch baldmöglichst an alles, was das Kriegsleben mit sich brachte, gewöhnen. Marie erklärte sich bereit, ihm sogleich zu folgen; das düstere Wesen der Oberstin schien ihr unheimlich zu sein, so wohl diese ihr wollte. Die Oberstin küßte sie noch auf die Stirne, indem sie äußerte: „Kann ich Euch in irgend etwas zu Diensten sein, so kommt zu mir, und nun wünsch' ich Euch Muth und Glück! Ihr habt sie nöthig."

Starrschädel richtete noch einige Worte wegen des Gepäckes an einen Diener, verließ mit Marie das Haus, und schlug dann, mit einer Hand das Pferd, mit der andern seine junge Frau führend, die sich ängstlich an ihn anklammerte, den Weg in die Stadt ein, um irgenwo ein Quartier zu suchen.

Es war dieß eine mißliche Sache, denn die Stadt war durch Verwundete und höhere Officiere überfüllt, obschon ein Lager aufgeschlagen war. Auf

Starrschädels Stirne sammelten sich bald Wolken des Unmuths; zum Erstenmal empfand er solche Schwierigkeit; für sich selbst war er nie wählerisch gewesen. Marie aber folgte ihm ohne eine Klage, von Schritt zu Schritt; sie schien sich an seinem Arme, unter seinem Schutze geborgen zu fühlen, und ruhig seiner weitern Fürsorge zu vertrauen.

Endlich fiel Starrschädel ein kleines Häuschen am Ende der entlegensten Vorstadt ins Auge, das um seines unscheinbaren Aussehens willen von Einquartierung verschont geblieben schien. Sie traten durch die niedere Thüre, und wurden von einem alten Ehepaar mit schreckenbleichen Wangen empfangen. Starrschädel beruhigte dasselbe, indem er einige Münze hervorzog, und um Quartier und Bewirthung für sich und seine Frau bat.

Es war selten, daß ein Soldat oder Officier Bezahlung anbot; die Mienen der Hauswirthe klärten sich auch sogleich wieder auf, und sie erboten sich, den Gästen jede Bequemlichkeit zu verschaffen, die sie vermöchten.

Ermüdet vom langen Umhergehen, ließ sich das junge Paar auf der weißgescheuerten Fensterbank nieder, während die Hauswirthe sich anschickten, für

ihre Bedürfnisse zu sorgen. Das Plätzchen war nicht unfreundlich. Alles in Stübchen, sowohl Tisch und Bänke als das Himmelbett hinter dem Vorhang, die Tücher an den Trockenstangen zeugten von Sauberkeit; die Bibel, Luthers Hauspostille, Arndt's wahres Christenthum und ein Gesangbuch auf einem Brettchen in der Ecke, gaben ein weiteres gutes Zeugniß über die Gesinnungen der Leute. Die kleinen Fenster endlich waren von Reben umrankt, und durch die klaren, runden Scheiben blickte man auf den Neckar hinab, und über das grüne Thal hinweg auf die jenseitigen, mit Reben bepflanzten, und waldbekrönten Hügel.

Starrschädel hatte das Behagen häuslicher Ruhe nie gekannt, hatte in unermüdet thätigem Leben kein Bedürfniß darnach empfunden; aber jetzt, da er neben seiner jungen Frau saß, die sich zaghaft und doch vertrauend an ihn anschmiegte, empfand er diese häusliche Ruhe und Abgeschiedenheit angenehm. Jemehr er in das holde, blühende Gesicht schaute, das ihm oft im Traum vorgeschwebt; jemehr er in die klaren Augen blickte, die ihn bald mit dem Strahle liebender Hingebung suchten, und sich dann wieder scheu vor dem Feuer seiner Blicke

senkten, desto mehr hellte seine Stirne sich auf, desto liebetrunkner strahlte sein Auge, desto mehr trat alles trübe, das noch eben seinen Sinn erfüllt, in den Hintergrund.

„Du fühlst Dich fremd hier! Wandelt dich Heimweh an?“ fragte er sie liebevoll, da er einige, nicht ganz überwundene Wehmuth in ihren Zügen und in ihrem Lächeln zu finden glaubte.

„Nicht mehr, seit Du bei mir bist,“ antwortete sie; eben das Gefühl der Fremdheit und Verlassenheit schien sie stärker zu ihm zu ziehen, der jetzt ihr einziger Freund, Verwandter und Beschützer war.

„Mein theures Weib!“ flüsterte er und zog sie fester an sich. Ihm trat vor's Auge, was sie Alles hätte erleiden können; er sah sie in der Gewalt der zügellosen Banden, die bald das Land überziehen würden, und sein Herz pochte stärker; er würde den Schritt jeden Augenblick wieder gethan haben, auch wenn er gewußt, daß der Herzog lebe, und ihm darüber zürne. Er fühlte Kraft und Muth in sich, die theure Last über die unwegsamsten Pfade zu geleiten, und sie vor jeden Unfall zu schützen.

Während dieß in den jugendlichen Gemüthern vorging, hatte der alte Hauswirth Speisen und

Wein aus der Stadt herbeigeschafft, und seine Frau deckte den Tisch mit reinem weißem Tuche. Beide blickten voll Theilnahme auf die jungen Leute, die so ganz anders waren, als man beim Kriegsvolke sonst zu sehen gewöhnt war.

„Denk' nur," flüsterte die Frau dem Mann in der Küche zu, „'s war gestern erst ihr Hochzeitstag, ich hab's eben gehört. Die junge Frau kommt gewiß aus gutem Hause, ist gottesfürchtig und ehrbar erzogen. Gott sei mit ihr; es mag ihr wohl schwer geworden sein, Heimath und Verwandte zu verlassen, um mit dem Kriegsvolk in die weite Welt hinauszuziehen."

„Der Herr hat seine Kinder unter allerlei Volk; auch unter den Kriegsleuten," sprach der Mann, und insbesondere Herzog Bernhard soll wahrhafte Gottesfurcht unter seinen Leuten aufrecht erhalten. Aber einen schweren Weg mag solch ein junges Paar wohl vor sich haben. Ich denke, ich bringe ihnen einen Hochzeitswunsch; sie werden's nicht übel deuten." Von der Frau begleitet, kehrte er bei diesen Worten in die Stube zurück, wo das Ehepaar so eben sein Nachtessen beendigt hatte.

„Wenn Euer Gnaden erlauben," begann er,

während seine Frau den Tisch abräumte, „so möchte ich wohl zum Schlusse des Tages ein Kapitel aus der heiligen Schrift vorlesen, wie mein Weib und ich allabendlich zu thun gewöhnt sind.“

„Lest nur,“ sagte Starrschädel, „wir wollen Eure löbliche Gewohnheit nicht stören.“ Obwohl von kriegerisch rauhen Sitten, war der Adjutant doch durch Herzog Bernhards Beispiel an Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, vor Gottesdienst und häuslicher Erbauung gewöhnt.

Der alte nahm die große Bibel vom Eckbrette und setzte sich an den Tisch, während sein Weib bescheiden auf der Ofenbank Platz nahm. Das weiße Haupt entblößend, las er nun vernehmlich und ausdrucksvoll, denn die Volksschulen waren von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege gut bestellt, die Abschnitte: Mathäi 19, 1—11 und 1 Petri 3, 1—7. Dann die Bibel wieder an ihren Ort legend, schloß er, die Hände faltend, während sich Alle erhoben, mit einem andächtigen Vaterunser und dem Segen.

Starrschädel hatte die passenden Schriftworte mit Ernst, seine Neuvermählte mit tiefer Bewegung vernommen.

„Und nun,“ setzte der Alte treuherzig hinzu: „mögen mir die Herrschaften erlauben, daß ich Ihnen allen Segen Gottes in Ihren Ehestand wünsche, zu Fried' und Freude im Leben, und dereinst zu einem seligen Tod!“

Marie hatte Thränen im Auge, auch Starrschädel war bewegt, als er dem Alten dankte, der ihm und seiner jungen Frau noch herzlich die Hand schüttelte, und sich dann mit seinem Weibe, die ihre Theilnahme mit schüchterner Wärme ausdrückte, zurückzog.

V.

Herzog Bernhard hatte sich in das Quartier des Rheingrafen begeben, der bereits von seiner Ankunft unterrichtet war und sich entschuldigte, dem Herzog nicht mit einem Besuche zuvorgekommen zu sein. In Ihrer Begrüßung gab sich einige Kälte kund, die Herzog Bernhard schneller, als der Rheingraf überwand. Dieser entließ einige eben bei ihm anwesenden Officiere, und eröffnete, nachdem man Platz genommen, die Unterredung mit der Frage,

ob der Herzog auf seinem Wege keine Kunde von den Feldmarschällen Horn und Kratz empfangen?

„Ich vermuthe, daß sie sich gegen Ulm retirirt, wohin schon während der Schlacht General Hofkirchen als Verwundeter den Weg genommen," erwiderte Bernhard.

„Euer fürstliche Gnaden sind stets bei guten Valor," meinte der Rheingraf dagegen, „da wir noch keinerlei Avisa von ihnen erhalten, erscheint mir unzweifelhaft, daß der Feldmarschall, wie auch Graf Kratz in feindliche Hände gerathen."

„„Ihr Schweigen beweiset nichts,"" entgegnete Bernhard; können sie doch nicht wissen, wohin sie Nachricht an uns richten sollen. Euer Liebden wissen wohl schon, daß es mir gelungen, gegen 8000 Mann zu sammeln? Ich hoffe, daß zu Ulm gleichfalls noch einige Tausende stehen, und sich demnächst mit uns verbinden werden."

„Euer Gnaden proponiren doch nicht etwa, mit diesem zusammengewürfelten Volke, den kaiserlichen, wohl armirten Truppen gegenüber zu treten?" fiel der Rheingraf ein.

„Ich bin's entschlossen, und baue auf Euer Liebden Assistenz," sprach Bernhard entschieden. „Das

Unternehmen ist nicht so gewagt wie es aussieht; ich erwarte französischen Succurs, erwarte Bundestruppen, die der Reichskanzler, nach zu Heilbronn empfangener Eilbotschaft, bereits aufbietet."

Der Rheingraf schüttelte den Kopf. „Französischen Succurs und neue Bundestruppen! Ehe diese zusammengebracht worden sind, wird König Ferdinand volle Zeit haben, sich in Schwaben festzusetzen. — Nehmen Euer Gnaden mir's nicht übel, wenn ich sage, daß Ihr allzuhitziger Eifer die unglückselige Affaire von Nördlingen erzwungen hat; diese Erfahrung sollte wohl Mäßigung gelehrt haben."

„Die Affaire von Nördlingen?" rief Bernhard heftig aus; „durch wessen Schuld sie verloren wurde, ist hier der Ort nicht, zu entscheiden. Es sind manche Schlachten unter ungünstigeren Propositionen begonnen, und glorios beendet worden! — Ich will nichts davon sagen, daß Ihre Truppen uns das Warten lang gemacht haben; indessen, da es steht, wie es eben steht, — was, Herr Graf, sind Ihre Resolutionen?"

„Die überaus wichtigen Plätze am Rhein sind durch meinen Wegzug blosgestellt," antwortete der Rheingraf trotzig; ich bin resolvirt, dahin zurückzu-

kehren; ich maße mir nicht an, Euer Gnaden kriegerischem Genie mich gleich stellen zu wollen; allein ich handle nach meinem schlichten Verstande und meiner Erfahrung."

Es trat eine Pause ein. Herzog Bernhard schien mit sich zu kämpfen; sein Athem ging schnell, seine Hand spielte mit der Degenkuppel, seine Blicke sprühten, während der Rheingraf dieselben störrisch zu Boden streckte, wie um der Ueberredung auszuweichen.

„Herr Rheingraf!" fuhr Bernhard dann milder fort, „hat die Affaire von Nördlingen meinen Namen verdunkelt, so können Eure Liebden sich unsterblichen Ruhm erwerben, indem Sie die weitern Folgen der Niederlage abwenden. — Lassen Sie uns dem Feinde nicht mehr einräumen, als er schon in Händen hat!"

„Was soll ich? Euer Gnaden können mir nicht zumuthen, nach so vielen Verlusten der gemeinsamen Sache auch die mir anvertrauten Truppen auf einem verlorenen Posten zu opfern," sagte der Rheingraf, schien aber nicht mehr so unerschütterlich wie zuvor.

„Ein verlorener Posten? das ist er nicht, soll es nicht werden," rief Bernhard mit Wärme aus;

mindestens bleiben Sie, um zu warten, wie sich die Sachen gestalten; zum Rückzug ist es noch immer Zeit — Ihre Worte klingen empfindlich, sind Sie oder halten Sie sich gekränkt, so vergessen Sie es, was es sei, um der gemeinsamen heiligen Sache willen!

Die katholische Parthei hat ihren Sieg durch Einigkeit erkämpft; unter den Evangelischen hingegen ist so vieler Zwiespalt, und dieser erzeugt unsere Schwäche; lassen Sie uns einmal, da die Noth dazu drängt, Hand in Hand gehen!"

„Euer Gnaden wissen zu überreden. Ich gebe nach, doch mit dem Vorbehalt, meine vorige Resolution auszuführen, sobald es die Umstände nur nothwendig erscheinen lassen," sprach hierauf der Rheingraf.

„„Ich verlange nicht mehr. Unterdessen verlieren wir keine Zeit, vorerst die wichtigsten Plätze des Landes gut zu besetzen, wozu ich das Nöthige vom Herzog von Würtemberg schon ausfertigen ließ. Ist dieß geschehen, so werde ich, die Truppen unter Euer Liebden Befehl stellend, nach Franken reisen, um allda mit meinem Bruder Wilhelm die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln zu treffen, die uns zugleich

den Rücken decken; hoffe aber, in wenigen Tagen wieder zurück zu sein, und dann den französischen Succurs sammt den Bundestruppen hier schon anzutreffen.""

Der Rheingraf erklärte sich damit einverstanden; es wurde zur weitern Berathung eine Frühstunde des nächsten Tages anberaumt; dann brach, da der Abend vorgerückt war, der Herzog von Weimar auf, um nach einem Ritte durchs Lager, wo noch manches anzuordnen war, sich in sein Quartier zurückzubegeben.

Am folgenden Tage wurden die Maßregeln zur Befestigung Würtembergs in's Werk gesetzt. Die neuen Commandanten für die Festungen Hellenstein, Hohenurach, Tübingen, Hohentwiel und andere mit Besatzungsverstärkungen aus den vereinigten Truppen nach ihren Bestimmungsorten abgesendet. Nach der nahe gelegenen Festung Hohenasberg, die ebenfalls einen neuen Commandanten und fünfhundert Mann Verstärkung erhielt, begaben sich die Feldherrn selbst, um die Werke derselben in Augenschein zu nehmen. Für Schorndorf, einen der wichtigsten Plätze, war Taupadell bestimmt worden, aber dahin

noch nicht abgegangen. Würtemberg war auf diese Weise so weit es möglich gesichert, und Herzog Bernhard, im Begriff, nach Franken zu reisen, das durch die Nördlinger Niederlage nicht minder als Schwaben gefährdet schien, und das ihm um so mehr am Herzen liegen mußte, da es als schwedische Eroberung von Oxenstierna ihm als Lohn seiner Dienste für die gemeine Sache zugeschrieben worden war.

Obwohl nun der Rheingraf sich dem energischen Willen des Herzogs gefügt, so war doch schon am andern Morgen das Verhältniß zwischen Beiden wieder wankend, Bernhard, so aufrichtig sein Wille war, ein gutes Einverständniß zu erhalten, vermochte doch seinen gebietenden Ton, seinen durchgreifenden Willen nicht zu verleugnen. Der Rheingraf empfand diese um so schärfer, da er, wie sämmtliche Feldherrn der Bundesarmee, längst Groll und Eifersucht gegen ihn hegte. Er mochte empfinden, daß er neben Bernhard stets eine untergeordnete Sellung einnehmen, und der Ruhm des Vollbrachten doch allein auf jenen zurückfallen werde. Seine Neigung, zum Rhein zurückzukehren, und dort selbst thätig zu wirken, war wieder mächtiger hervorgetreten, es be-

durfte nur einer geringen Veranlassung, einen Bruch herbeizuführen.

Dieß war der Stand der Dinge, als am Abend vor seiner Abreise, nachdem sie sich bereits verabschiedet, der Herzog den Rheingrafen nochmals zu sich bitten ließ. Erwartungsvoll folgte derselbe dem Rufe, und traf mehrere soeben angekommene Flüchtlinge, einen Officier mit einigen gemeinen Reitern bei Bernhard. Sie hatten die Nachricht von der Gefangenschaft der Feldmarschalle Horn und Kratz überbracht, die Bernhard früher als leeres Gerücht bezeichnet hatte; jetzt aber nach Aussage von Augenzeugen, die sich auf Umwegen hieher geflüchtet, endlich als Thatsache anerkennen mußte.

„Ich habe nie eine andere Präjudiz gestellt, aber Euer Gnaden haben sich niemals überzeugen lassen wollen,“ äußerte der Rheingraf bitter, indem er sich den Bericht der Flüchtlinge in allen Einzelheiten wiederholen ließ. Aus diesen erwies sich, daß Feldmarschall Horn gleich im Anfang der Verwirrung, als er beim Anprallen des Weimar'schen Flügels seine Vorhut ordnen wollte, von Isolani's Steilere zum Gefangenen gemacht, Kratz aber auf der Flucht von Kroaten ereilt worden war.

„Wir müssen sogleich Schritte zur Auslösung thun," sagte Bernhard, ohne auf den verdeckten Vorwurf zu antworten.

„Die sich als vergeblich erweisen werden." Euer Gnaden sind jetzt nicht im Falle, Gefangene von irgend einer Wichtigkeit zum Austausch bieten zu können. Das Beste wird nun sein, neue Fehler zu meiden. Meine Resolution kennen Euer Gnaden," erklärte der Rheingraf.

„Wie? Herr Rheingraf! Ihr wollet? —" rief Bernhard aus.

„Zum Rheine zurückkehren, wie ich stets proponirt; sprechen Euer Gnaden nichts mehr dagegen, da es vergeblich sein würde. Horn und Kratz werden wohl jetzt zu spät bereuen, daß sie Ihrem eigenmächtigen Willen so viel nachgegeben!"

„Ich rede Euch nicht mehr zu," sprach Bernhard nach einer Pause verächtlich, indem er vom Stuhle aufstand; „was nützt es da, zusammenzustehen, wo die Einigkeit fehlt? Wo man sich gegen jede Anordnung des Andern stemmt, um ihm nicht den Schein einer Autorität zu gönnen? Wenn Ihr mich zuerst hemmet, und hernach die Last auf meine Schultern werfet?"

„So haben wir solchergestalt nichts mehr zu berathen, und können uns verabschieden?“ sprach der Rheingraf, der sich ebenfalls erhoben hatte.

„Nichts mehr; Ich wünsche Euch glückliche Reise, Herr Rheingraf, und große Victorien für die Zukunft.“

„Ich Euer Gnaden desgleichen, es gilt ja die gemeine Sache.“

So verabschiedeten sie sich von einander in gegenseitig nicht verhehlter Bitterkeit. Der Rheingraf kehrte in sein Quartier zurück, um sogleich den Abzug auf den nächstfolgenden Tag ankündigen zu lassen. Herzog Bernhard ließ Taupadell zu sich bescheiden, dem er die Truppen während seiner Abwesenheit übergeben wollte. Eine Stunde später verließ der Oberst des Herzogs Quartier.

„Ein Wort um alter Gunst willen, Herr Oberst,“ redete ein in seinen Reitermantel gehüllter Officier ihn an, der an den Thürpfeiler eines benachbarten Hauses gelehnt, längst auf sein Erscheinen gewartet zu haben schien.

„Ihr seid's, Starrschädel?“ fragte der Oberst, der im anbrechenden Dunkel den Nahenden erst an der Stimme erkannte.

„Die Feldmarschälle Horn und Kratz sollen ge-

fangen sein, der Rheingraf den Abzug verkündigen! „Wie kommt dieß? Wie nimmt es der Herzog auf? Was wird nun geschehen?“ fragte Starrschädel mit fast fieberischer Lebhaftigkeit.

Der Oberst warf einen scharfen Blick auf den Fragenden, der den Mantel nun zurückgeschlagen hatte; er konnte der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen nicht mißtrauen; hatte auch den jungen Mann, der sein Landsmann war, immer geschätzt.

„Der Rheingraf zieht hinweg, weil ihm nicht beliebt, mit Herzog Bernhard auf einem Posten zu stehen, er will seine Positur am Rheine nehmen, wie er stets vorgehabt.

Wir hingegen brechen morgen auf, da wir uns ohne die Rheingräflichen hier nicht halten können. Vorläufig marschiren wir nach Heilbronn. Der Herzog geht nach Franken, wird aber in sechs Tagen wieder zu Heilbronn eintreffen; bis dahin bleibe ich noch bei den Truppen,“ antwortete er, indem er grüßend weiter ging. Starrschädel dankte ehrerbietig und entfernte sich gleichfalls.

Unendlich peinlich war es für ihn, sonst dem Vertrauen des Herzogs so nahe, in so ereignißvollen Tagen unthätig sein zu müssen. So sehr er seine

junge Frau liebte, so wohl ihm ihre freundliche Nähe that, so konnte sie doch den Drang nach Thätigkeit, den Schmerz über seine Zurücksetzung nicht in ihm verdrängen.

Er kehrte in sein Quartier zurück, wo Marie schon seit mehreren Stunden seiner geharrt. Die Hauswirthe waren noch auf dem Felde beschäftigt und der jungen Frau mochte es in ihrer Einsamkeit an fremdem Orte etwas wehmüthig zu Muthe geworden sein, sie eilte, da sie den Tritt ihres Mannes hörte, ihm freudig entgegen.

Er küßte sie und zog sie fest an sich, als er sich am Tische niedersetzte.

„Du bist nicht heiter, Max. Sind schlimme Nachrichten gekommen? Rücken die Kaiserlichen heran?“ fragte sie besorgt, da er noch immer schwieg.

„Die Kaiserlichen? Oja, sie werden bald das ganze Land haben; nichts hindert sie mehr,“ stieß er bitter hervor.

Fast unerträglicher noch, als seine persönliche Zurücksetzung war's ihm, dessen Herz für seine Fahne glühte, zu hören, wie das Land, das der Herzog noch vor wenigen Tagen so kühn zu behaupten entschlossen war, nun dem Feind geräumt werden müßte.

„Du bist gerettet. Alles mag nun verloren sein," rief er plötzlich aus, sie fester umfassend und mit brennenden Lippen aber- und abermals küssend. All die Aufregung in der er sich befand, ging jetzt in seine Empfindungen für sie über. Solche Leidenschaft aber ängstete die junge Frau; sie suchte sich ihm schüchtern zu entwinden und entschlüpfte nach der kleinen Küche, um das Abendessen aufzutragen, das schon seit geraumer Weile fertig war.

„Sie entflieht mir?" fragte sich Starrschädel, indem er vom Tische aufstand. Es war nicht zum ersten Mal, daß sie den glühenden Aeußerungen seiner Liebe auswich, aber er, der Soldat, verstand diese weibliche Scheu nicht zu deuten; in diesem Augenblick vollends, wo er in wildem Schmerze an ihrem Herzen Vergessenheit gesucht, erfüllte ihn ihre Zürückhaltung mit Bitterkeit. „Ist's natürlicher Kaltsinn? Hat sie kein Herz? Oder — Tod und Teufel! Bin ich ihr zuwider?" fragte er sich.

Als Marie etwas später schüchtern und befangen das Essen auftrug, war er finster und verstimmt.

„Du hast geweint?" fragte er mit grollendem Blicke, da soeben der volle Lampenschein auf ihr Gesicht fiel.

„Ehe du kamest. Ich war so allein, da dacht' ich an meine Verwandten zu Göppingen," wandte sie mit schüchterner Entschuldigung ein.

„Du hast Heimweh, leugne es nicht; ich habe es längst geahnt," erwiderte er gereizt, und mit Besorgniß sah Marie, wie er den Teller unberührt zurückschob und dagegen die Weinbecher mehrmals füllte. Sie hätte ihn gerne wieder begütigt, aber sie wagte es nicht; es war in Augenblicken der Gereiztheit etwas Wildes in ihm, was sie in Furcht versetzte.

Da stand er auf und warf Hut und Mantel über.

Du gehst noch aus? fragte sie überrascht.

„Ich will nach einer Reisegelegenheit für dich schauen; lege dich indessen nieder. Wir brechen morgen früh von hier auf. In Zukunft werde ich dir einen eigenen Wagen anschaffen; vorderhand aber bist du besser unter Obhut; du mußt dich morgen mit dem Frühesten reisefertig machen," sagte er, indem er die Hütte verließ.

Schweren Herzens blieb die junge Frau in der trüb erleuchteten Stube zurück. Ach! so lange sie noch hier gewesen, im lieben Schwabenland, hatte sie sich noch halb in der Heimath gefühlt; in der

Hütte des alten, frommen Ehepaares war sie wohlberathen, aber wie in der fremden, weiten Welt mit einem Gatten, den sie liebte und dem sie vertraute, den sie aber nicht immer verstand, ja, den sie schon fürchten gelernt, da er so ganz anders war, als ihr freundlicher Oheim, als die, mit denen sie bisher gelebt?

Es that ihr wohl, als jetzt das alte Ehepaar wohlgemuth heimkehrte, jedes mit einer Last Futter für ihre Kuh beladen.

Dankend setzten sich die einfachen Leute zu dem Essen nieder, das die junge Frau ihnen anbot; dann hielt der Hausvater ungeachtet aller Ermüdung noch die Abendandacht, womit er stets den Tag abschloß. Marie kündigte ihnen ihre nahe Abreise an und es schien ihnen leid zu sein, die sanfte, junge Frau scheiden zu sehen.

„Mögt Ihr dereinst glücklich in die Heimath zurückkehren und Euren Hausstand in Frieden gründen. Bis dahin sind wir wohl heimgegangen, aber Ihr denket vielleicht noch zuweilen an Euer erstes Quartier zurück," sagte die alte Frau bewegt.

„Ja, und auch Ihr denket unsrer in Eurem Ge-

bete, gute Mutter, wir werden es brauchen!" antwortete Marie trüben Herzens.

Auch sie legte sich dem Gebote ihres Gatten gemäß jetzt nieder, aber lange Träume suchten ihr Lager heim.

VI.

Freundlich war die Sonne aufgegangen, als in der Frühe des andern Tages das junge Ehepaar die Hütte verließ, in der es die ersten Tage seines Ehestandes zugebracht. Lange standen noch die alten Leute unter der Hausthüre, um den Scheidenden theilnehmend nachzublicken.

Als sie die Straße erreicht, zogen eben die Truppen, den Feldherrn an der Spitze, vorüber, da dieser erst den Marsch in Ordnung sehen, ehe er voran eilen wollte, um über Heilbronn nach Franken zu reisen. Starrschädel, den ein flüchtiger Blick des Herzogs gestreift, war diese Bewegung höchst peinlich. Rascher drängte er vorwärts, als der Weg wieder frei geworden. Sie waren nun im Lager

angelangt, das eben unter wildem Lärm abgebrochen wurde. Pferde wurden hier ab- und zugeführt, Bagage- und Markendenterwägen unter Flüchen und rohen Scherzen beladen. Verstört und bleich blickte Marie in dieß lärmende Treiben. War sie bei dem eiligen Abschied in Göppingen in halb bewußtloser Betäubung gewesen, so trat hier nun das angstvolle Bewußtsein, in welche Umgebungen sie eingetreten, um so stärker und fühlbarer hervor.

Starrschädel sah, wie sehr ihr Muth gesunken war, und suchte sie zu ermuntern, aber in seine Theilnahme mischte sich auch ein Gefühl der Ungeduld; ihn selbst quälten ernste Sorgen, und es war ihm nicht recht verständlich, wovor ihr so bange sein konnte?

Endlich erreichten sie mitten im stärksten Gewühle den Wagen der Hauptmännin, wo Marie jetzt einen Platz finden sollte, da die Oberstin bereits nach Schorndorf, dem Bestimmungsorte ihres Mannes mit der dorthin bestimmten Mannschaft vorangegangen war.

In einem halbmännlichen Reisegewande, Musquete und Säbel neben sich und die Peitsche in der Hand, da sie ihren Wagen selbst lenkte, empfing sie

die Ankommenden. Halb männlich, wie ihre Kleidung, war auch ihre starkgebaute Gestalt, ihr freier Blick, der Ton ihrer Stimme.

„Meiner Treu! Ihr habt Euch ein hübsches Weibchen ausgesucht," redete sie Starrschädel in kameradschaftlicher Weise an, küßte dann Marie herzhaft, obwohl diese der Liebkosung gerne ausgewichen wäre, umfaßte sie und hob sie rasch und leicht in den Wagen. Starrschädel, der das Gepäck schon vorher untergebracht, begleitete sie zu Pferd. Bald aber gesellten sich auch andere Officiere herzu, die durch den Verlust ihrer Mannschaft gleichfalls außer Thätigkeit gesetzt, nur in der Hoffnung mitzogen, bei der Aufstellung neuer Truppen wieder angestellt zu werden. Man sprach von dem Zustand der Truppen, die nur noch schlecht armirt — Artillerie fehlte ganz — und so stark in Meuterei begriffen sein sollten, daß die Officiere es für zweifelhaft hielten, ob Herzog Bernhard sie werde beisammenhalten können. Nebenbei nahmen die Officiere Gelegenheit, neugierige Blicke auf die junge Frau ihres Kameraden zu werfen, die sich in dieser Gesellschaft sehr beklommen zu fühlen schien, während die Hauptmännin sich lebhaft ins Gespräch

mischte. Starrschädel hatte geäußert, man dürfe sich über das Schlimmste nicht wundern, da die gewöhnte Ordnung und der Respekt seit der Niederlage fehlte.

„Es fehlte der Sold," entgegnete da die Hauptmännin; „glaubt mir, das ist der Hauptpunkt! Kann der Feldherr nicht binnen weniger Tage hunderttausend Thaler herbeischaffen, so wird Alles zum Teufel gehen. Es ist nicht nur der gemeine Mann, dem die Löhnung fehlt, sie restirt noch mehr bei den Officieren und diese sind's auch, die der Empörung Vorschub leisten, da sie um die Nördlinger Beute gekommen sind."

Sie blickte bei diesen Worten ausdrucksvoll auf einige von Starrschädels Begleiter, die eine höchst gleichgültige Miene zur Schau trugen.

Das Gespräch stockte. Von dem verfänglichen Gegenstande ablenkend, wandte sich einer der Officiere an Starrschädel, um ihm zuzuraunen: „Morbleu, Herr Kamerad, solch ein Weibchen, wie das Eurige, verdient schon, daß man ihretwegen der Ungnade des Feldhern trotzt. — Aber sie scheint sich nicht besonders glücklich zu fühlen; erlaubt Ihr vielleicht, daß ich versuche, sie aufzumuntern?"

„Das sei meine Sache, Herr Rittmeister," gab

Starrschädel mit einem Blicke zurück, der deutlich zu erkennen gab, daß er in diesem Punkte niemals Spaß verstehen würde.

„Du bist nicht heiter, Marie. Es kommt dich schwer an, wie mir scheint, dich an's Reisen zu gewöhnen?" fragte er sie, zwar nicht unfreundlich, aber doch, ohne eine unmuthige Regung ganz unterdrücken zu können.

„Es ist mir alles noch so fremd, ich werde mich aber wohl bald eingewöhnen," antwortete sie, indem sie sich zu einer heitern Miene zwang, um ihm nicht das peinliche Heimweh zu verrathen, das in ihrem Herzen wühlte, das Grauen und den Widerwillen, den die verwilderten Gesichter, die rohe Redeweise der ganzen Umgebung ihr einflößten. Da wurde plötzlich das Gespräch durch einen ansprengenden Reiter unterbrochen, welcher der Hauptmännin bekannt schien, da sie ihm entgegenrief:

„Ist etwas los?"

„Ja, Ihr Gnaden; die Truppen reißen aus; im Corps des Herrn Hauptmanns hat es begonnen," lautete die Antwort.

„Und er ließ den Schurken Zeit, auszureißen? Wär' ich doch an seiner Stelle!" rief die Haupt-

männin aus, die nicht übel Willens schien, sich selbst in Eile auf den Platz zu begeben. Aber auf Starrschädel wirkte die Nachricht wie ein zündender Funke. Er warf einen auffordernden Blick auf die andern Officiere, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte, ohne sich Zeit zu einem Worte zu nehmen, hinweg.

„Ha! Ein wackrer Officier! Wenn einer etwas unter den zügellosen Banden ausrichten wird, so ist er's!" äußerte die Hauptmännin, den Schritt ihres Pferdes wieder mäßigend, mit einem ausdrucksvollen Seitenblick auf die andern Officiere, von denen keiner Miene machte, seinem Beispiele zu folgen.

Nach wenigen Augenblicken war Starrschädel bei den Truppen angelangt, in deren letzten Corps jetzt, da man den voraneilenden Feldherrn schon ferne dachte, die Rebellion ausgebrochen war. Er traf die vollständigste Verwirrung. Ein Theil der Soldaten hatte einen Seitenweg eingeschlagen, der hier die Straße kreuzte und auf die umliegenden Dörfer führte, die andere Mannschaft unschlüssig Halt gemacht; die Officiere commandirten, ermahnten und fluchten, schienen aber nichts auszurichten; sie hatten wohl: Feuer! commandirt, aber die Mannschaft, die zu schwanken schien, ob sie sich den Ausreißern

anschließen oder bei der Fahne bleiben sollte, leistete keine Folge.

Starrschädel riß einem der unthätig stehenden Reiter die Musquete von der Seite, und streckte den letzten der Ausreißer nieder. Es war der erste Schuß, der fiel, und stutzig blickten sich die Andern um. „Zurück, zur Fahne!" herrschte Starrschädel ihnen zu, das Feuergewehr wegwerfend und sie mit blanker Waffe einholend. Die Meisten suchten nun den gewonnenen Vorsprung zu nützen; die Wildesten aber kehrten sich trotzig um, ihm die Spitze zu bieten. So unerschrocken Starrschädel gegen sie eindrang, so hätte er doch wohl der Ueberzahl erliegen müssen, wenn nicht sein Beispiel die schwankende Mannschaft angefeuert hätte, auf das erneuerte Commando der Officiere zu hören, und ihm zu Hülfe zu eilen.

„Holt sie ein! Laßt keinen entkommen; stoßt nieder, was sich weigert, bei der Fahne zu bleiben," rief Starrschädel, indem er, sobald er nur wieder freies Feld gewonnen, den Entkommenen nacheilte. Sein entschlossenes Eindringen hatte, wo noch eben Gefahr stand, daß die Rebellion sich über das ganze Corps verbreite, der Sache eine veränderte Wen-

dung gegeben. Selbst die Ausreißer zogen, als sie dieß wahrnahmen, vor, ohne weiteren Widerstand zurückzukehren.

Da erschien plötzlich Herzog Bernhard auf dem Platze. Flammend überflog sein Auge die Reihen, unter denen sein Anblick große Ueberraschung erregte, da man ihn nicht mehr beim Heere geglaubt. Statt des wilden Lärms trat tiefste Stille ein, und die Rebellen suchten sich durch rasche Schwenkungen wieder unter die Reihen der Andern zu mischen.

Der Feldherr, der eben im Begriff gestanden, abzureisen, als ihn die Nachricht von der ausgebrochenen Empörung noch ereilte, rief nun zwei der Officiere zu sich und ließ sich von ihnen Bericht über den ganzen Vorgang ertheilen.

Ruhig vernahm er diesen; dann streifte sein durchdringendes Auge noch einmal über die Truppen hin.

„Wo noch einer Miene macht, wegzulaufen, schieße ihn sein Nebenmann nieder, ohne erst auf Commando zu warten," rief er nun aus; „hofft Ihr Elenden, Beute zu machen und auf eigne Faust zu leben, so lange das Feld noch leer? Schon durchziehen die Kroaten, die Polaken und Ungarn das Land, während das Hauptheer der Kaiserlichen langsam nachrückt. Glaubt

Ihr etwa, sie würden Euch Pardon geben, Euch Gelegenheit gönnen, unter die kaiserlichen Fahnen zu treten? Todtschlagen würden sie Euch, wie Ihr's verdientet, ehe ihr nur Zeit hättet, um Pardon zu bitten!"

Die Mannschaft verharrte in tiefem Schweigen; aber es entging Bernhards scharfem Blicke nicht, daß sie keineswegs beschwichtigt sei, daß nur die Scheu vor ihm trotzige Klagen zurückdränge. Er fuhr deshalb fort: „Hier ist nicht der Ort, Klagen anzubringen und zu hören. Erst Gehorsam, dann Gewährung. Bei meiner Zurückkunft werdet Ihr Gehör und Sold erhalten!"

Dann kehrte er sich an Starrschädel. „Ihr habt gezeigt, wie ein Officier sich zu benehmen hat," sprach er; „alle andern, die hier sind, scheinen's verlernt zu haben. Reitet mit mir; ich habe mit Euch zu reden!"

Strahlenden Auges folgte ihm Starrschädel, vorüber an den Truppen, die in tiefster Ehrerbietung grüßten.

„Dieß kann nicht so fort gehen," nahm der Feldherr das Wort, sobald sie die freie Straße erreicht hatten, „der Fall steht nicht vereinzelt da; zu jeder

Stunde kann in jeder andern Schwadron die Meuterei ausbrechen. Wir müssen Löhnung, müssen frische Mannschaft haben, um uns nicht nur dem Feinde, sondern auch den eigenen Truppen gegenüber zu verstärken. Solche sind bereits vom Bundesrath zugesagt; aber es muß heute wieder ein Bote an den Reichskanzler abgehen, um die Sache zu beschleunigen. Ich brauche einen klugen und zuverlässigen Mann dazu. Wollt Ihr den Ritt machen?"

„Euer Gnaden fragen mich? Schicken Sie mich an den kaiserlichen Hof oder wohin es Ihnen beliebt; ich werde jedem Befehle gehorchen," antwortete Starrschädel mit Feuer.

„Gut," versetzte der fürstliche Feldherr kurz, und eröffnete ihm sogleich seine Instructionen.

Die Unterredung währte eine halbe Stunde, dann wurde Starrschädel entlassen, um unverzüglich seine Sendung anzutreten, wozu ihm der Herzog einen seiner eigenen Diener mitgab, da der Adjutant seinen Reitknecht in der Schlacht verloren. Er hatte des Feldherrn Vertrauen wieder gewonnen, doch nicht dessen volle Gunst, das ward er sich bewußt, da der Herzog mit keinem Worte seiner Heirath ge-

dacht, noch eine Frage nach dem Aufenthalt seiner Frau an ihn gerichtet hatte.

Zu diesem kehrte Starrschädel nun zurück, um ihr seine eilige Abreise anzukündigen und sie dem Schutze der Hauptmännin anzubefehlen.

Marie, die in steigender Bangigkeit auf seine Rückkehr gewartet, empfing ihn, da sie ihn unverletzt sah, mit freudeglänzenden Augen, aber sie verstummte vor Schrecken, als er ihr den Befehl des Herzogs mittheilte. Um so lebhafter beglückwünschte ihn die Hauptmännin über die rückkehrende Gunst des Herzogs. Gar gerne hätte sie seine Instruktionen erforscht, schien es aber nicht übel zu nehmen, als Starrschädel ziemlich rundweg jede Mittheilung hierüber verweigerte.

Nun sich auch an seine Frau wendend, deren Erbleichen er mit Theilnahme gesehen hatte, sprach er freundlich:

„Ich kehre in wenigen Tagen zurück, Marie. Indessen lasse ich dich in guter Obhut.“

Sie war keines Wortes mächtig, und blickte ihn nur schmerzvoll an; sein plötzlicher Abschied in dem Augenblicke, da sie in wild fremden Umgebungen allein an ihm ihren Halt fand, raubte ihr die Selbst-

beherrschung, mit der sie bisher ihr Heimweh zu verhehlen suchte. Auch nahm sie mit einiger Empfindlichkeit wahr, daß der Befehl zur plötzlichen Abreise ihn, der in den letzten Tagen verstimmt schien, ebenso sichtlich erheitert hatte, wie er sie betrübte.

„Wünschest du noch etwas? Hast du Klage zu führen? Sprich es aus und ich werde dich befriedigen, wenn es möglich ist. Den Auftrag des Herzogs konnte ich nicht ablehnen; bin überhaupt niemals selbst Herr über meine Zeit. Stets aber, wenn ich dich verlassen muß, werde ich sorgen, dich in guten Schutz zu stellen!“ fuhr er nach einer Pause etwas ernster fort.

„Ich habe nichts zu klagen, noch zu wünschen, leb' wohl, und reise glücklich,“ sprach sie gedrückten Herzens; sie wagte nichts weiter zu sagen. Er empfand gleichwohl ihre tiefe Niedergeschlagenheit und fast hätte diese ihn unwillig gemacht, da er wußte, daß er gethan, was ihm möglich, doch bezwang er sich, sprang vom Pferde und trat zum Wagen, um ihr den Abschiedskuß zu geben.

„Leb' wohl und sei heiter,“ rief er noch aus, als er sich abwandte, um der Hauptmännin kame-

radschaftlich die Hand zu schütteln. Dann sich wieder auf's Pferd schwingend, sprengte er hinweg.

Marie sah sich allein in einer ihr so fremden Welt, an der Seite der mannhaften Frau, die ihr Furcht einflößte, und die Thränen, die sie in Starrschädels Gegenwart zurückdrängt, flossen nun unaufhaltsam.

Die Hauptmännin ließ sie gewähren, ohne weder Unwillen zu äußern, noch Trost zu versuchen. Dagegen schienen die Officiere, die sich wieder bei dem Wagen eingefunden, sie erheitern zu wollen.

Die geängstete junge Frau wurde mit deutschen, spanischen und französischen Betheuerungen ihrer Schönheit, von einigen höher Gebildeten sogar mit Opitz'schen Versen und schwülstigen Redensarten aus beliebten Ritterromanen bestürmt.

Je banger ihr wurde, um so kühner und dringender schienen die unwillkommenen Begleiter zu werden.

„Morbleu! schöne Frau! Ihr habt keinen Grund zur Traurigkeit; wir sind Alle Eure ergebenen Diener! Ist Euch Jemand zuwider, so sagt ein Wort und mort de ma vie! ich fordre ihn auf der Stelle," rief einer der Zudringlichsten aus, ein hagerer Mann,

dessen brennend rother Schnurr- und Knebelbart, verwegen in Spitzen gedreht, seine schottische Abkunft verrieth.

„Es ist ja nichts, wo diese schönen Blicke,
Die mich verblend', des güld'nen Haares
Schein" — —

fiel ein Jüngerer recitirend ein.

„Hört, meine tapfern Herrn Kameraden," begann sie, den obigen Redner im Fluß der Verse unterbrechen; „mit mir mögt Ihr in Versen und welschen Brocken reden, soviel Ihr wollt; ich mache mir nichts daraus, auch mein Hauptmann nicht. Die junge Frau aber weiß noch nicht, wie man Eures Gleichen zu antworten hat. Sie ist überhaupt zu gute Gesellschaft für Euch."

„Goddam!" rief der hagere Schottländer hierauf; „wir müssen doch der jungen Frau Schutz bieten, da man nicht wissen kann, ob nicht jeden Augenblick die Truppen alle rebelliren. — Fürchtet nichts, Allerschönste, ich will Euch auf meinen Händen durch den Kugelregen tragen!"

„Sie wird Euch nicht bemühen, Herr Rittmeister, ich werde sie selbst beschützen und achte mich für alle Fälle stark genug dazu. Starrschädel hat

wohl gewußt, wem er seine Frau mit Ruhe übergeben könne," antwortete die Hauptmännin sehr entschieden.

„Wer zweifelt an Eurem hohen Muthe," sprach der Zweite, bemüht die strenge Wächterin zu seinen Gunsten zu stimmen. —

„Wie Solyma in ihren Thürmen steht,
Mit denen sie fast an die Wolken geht,
So bist du auch, doch kannst du gleichfalls schrecken,
Wie's Kriegsvolk pfleget Furchte zu erwecken."

Aber Ihr werdet nicht so grausam sein, Eurer schönen Schutzbefohlenen und Euch selbst einige Ergötzlichkeiten als Verkürzung der Reise zu versagen."

„Sehr schön, Herr Cornett," erwiderte die Hauptmännin; „ich hätte nicht geglaubt, daß so viel Bildung und Belesenheit im Heer zu treffen wäre. Es soll mir viele Ehre sein, wenn Ihr mir ein andermal von dergleichen schönen Sachen mittheilen wolltet. Man hört so wenig Feines im Heere und will doch auch nicht gern ganz verwildern — dagegen wiederhole ich Euch Allen im Guten, heute und nächstertage meinen Wagen mit Eurer Gesellschaft zu verschonen, hört darauf! es würde mir nicht lieb sein, mich noch deutlicher ausdrücken zu müssen."

Die Hauptmännin schien sich eines ziemlich gefürchteten Namens zu erfreuen; galt doch für Thatsache, daß der Hauptmann selbst, sonst ein tapferer Mann, Respekt vor ihrem Willen zeige. Die Officiere fanden daher nicht gerathen, ihre weitern Maaßregeln zu erwarten, sondern ritten unter Achselzucken und einigen spöttischen Erwiderungen weiter. Die letzteren ließ die Hauptmännin ganz unbeachtet; als sie sich aber mit ihrer Schutzbefohlenen allein sah, wandte sie sich zu ihr.

„Kind," sagte sie; „neben einer alten Soldatenfrau magst du weinen, soviel du willst, mich belästigt das nicht; aber deinem Manne zeige helle Augen. Wer im Felde aufgewachsen, pflegt nicht weichmüthig zu sein; zudem hat Starrschädel um Deinetwillen die Ungnade seines Feldherrn erfahren und derselben getrotzt, er wird bei dir keine Thränen sehen wollen!"

Er hat der Ungnade des Feldherrn um Meinetwillen getrotzt?" fragte Maria betroffen; er hatte ihr nur gesagt, daß er in Folge der Truppenverringerung ohne Dienst sei.

„Hat er dir dieß nicht gesagt? fragte die Hauptmännin; „gräme dich darob nicht; ein Mann, wie

er, bleibt nicht lange bei Seite geschoben. Darum noch einmal: sei frohen Muthes, denn du hast einen Mann wie wenige im Heere sind; aber denk' an mich; wenn er dich kränkt, so magst du schelten und zürnen; magst ihm Trotz bieten, so du den Muth dazu hast, nur mit Seufzern und Thränen quäle ihn nicht!" —

Marie antwortete nicht, sie lehnte sich im Wagen zurück, der Kopf schmerzte sie von all dem, was sie binnen wenigen Stunden erfahren, ihr trauriger Blick glitt über die heimathlichen Gaue hin.

Zur Seite lag das Neckarthal mit seinen Nebenhügeln; Dorf an Dorf blickte längs des silbernen Strombandes aus Obstbäumen hervor.

Jetzt aber stieg die Straße einen Höhepunkt hinan, aus der Ferne tauchte eine blaue Bergkette auf. Das war die heimische Schwabenalb, an deren Fuß auch Göppingen lag. Es war der letzte Gruß der Heimath für die Scheidende gewesen, denn die Straße senkte sich bald wieder; die blaue Ferne mit der Albkette verschwand.

Da beugte sich diese in rascher Bewegung aus dem Wagen und blickte noch einmal zurück mit dem schmerzlichen Rufe: „leb' wohl, theure Heimath! Lebt

Alle, Alle wohl, die Ihr dort weilet! O Gott, sei du mein Hort, in dieser weiten, fremden Welt!"

Und wie zur Antwort fingen die Trompeten an der Spitze der Truppen jetzt ein heiteres Lied zur Ermunterung für den Marsch zu blasen an. Hinten rasselten die Bagagewägen schwerfällig nach.

VII.

In früher Abendstunde schon beleuchtete Kerzenschimmer ein hohes Gemach von fürstlich reicher, aber mehr ernster als üppiger Ausstattung im Hause des schwedischen Reichskanzlers Oxenstierna zu Frankfurt. Der Reichskanzler hielt Berathung mit den Bevollmächtigten des Heilbronner Bundes.

Dieser Bund, sogenannt, weil er im April 1633 zu Heilbronn geschlossen worden, umfaßte die vier obern Kreise des Reiches Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, mit den darin enthaltenen Fürstenthümern, Städten und kleineren Herrschaften einerseits, und der Krone Schwedens andrerseits.

Persönliche Eifersucht gegen Oxenstierna sowohl, als wohlbegründete Unzufriedenheit über den vor-

wiegend schwedischen Einfluß im Bunde, hatten den Churfürsten von Sachsen, die niedersächsischen Fürsten und den Churfürsten von Brandenburg abgehalten, in den Bund zu treten. Doch hatten sie noch immer ihre Gesandten in Frankfurt, da sie, ohne sich für die Zukunft zu binden, vorläufig den Krieg noch gemeinsam mit denen vom Heilbronner Bunde weiterführten.

Die Verbündeten dagegen hatten sich nicht nur verpflichtet, alle nöthigen Leistungen an Geldern und Truppen zu gemeinsamer kräftiger Führung des Krieges zu tragen, sondern auch ohne schwedische Beistimmung keinen Frieden mit dem Kaiser zu suchen.

Als Oberhaupt des Bundes war der schwedische Reichskanzler Oxenstierna anerkannt, ihm aber ein Consilium formatum von 10 deutschen Abgeordneten zur Seite gestellt worden. Vier Feldherrn, Gustav Horn, Bernhard von Weimar, Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und Rheingraf Otto Ludwig befehligten die vier Heere der Verbündeten. Obwohl Oxenstierna auch in Kriegsangelegenheiten entscheidende Stimme erhalten, machte sich doch der Mangel eines militärischen Oberbefehlshabers fühlbar,

und die Unternehmungen dieser vier, an sich ausgezeichneten Feldherrn, hatten, da ihre Ansichten sich gewöhnlich widersprachen, nur wenig glückliche Erfolge.

Auch Frankreich sollte in das Bündniß gezogen werden, aber Richelieu hatte es für vortheilhafter erachtet, nur einen Separatvertrag mit Schweden abzuschließen, worin die französische Krone gegen geringe Geldopfer, ohne thatsächlichen Theil am Kriege zu nehmen, den entscheidensten Einfluß auf dessen Führung erhielt; für den Fall aber, daß ein thätiges Eingreifen sichere Erwerbungen verspräche, hatte er Beobachtungsheere am Rhein aufgestellt.

Obenan in der abendlichen Versammlung saß Oxenstierna. Er war hoch und stattlich von Gestalt; sein großes blaues Auge von durchdringendem Blick. Die freie Stirn, die bei kurzen, nach hinten gekämmten Haaren noch mehr hervortrat, schien der Wahlplatz gewaltiger Entwürfe; aber das sichere Selbstbewußtsein eines starken Gemüths breitete eine stolze Ruhe darüber. Charakter und Bedeutung lagen in jedem Zug des, von den Kämpfen des Lebens durchfurchten Gesicht's, das in einem blonden, in Grau übergehenden Knebelbarte endete. Eine blaue

Schärpe auf hellgrauem Kleide deutete den militärischen Rang des großen Mannes an, der zugleich Generalissimus des schwedischen, unter Generallieutenant Bannèr stehenden Heeres war, und der große Ordensstern an goldener Kette ehrte seine Verdienste als schwedischer Reichskanzler.

Ihm zur Rechten saß ein jüngerer Mann, von mehr schlanker als starker Gestalt, lebhaft, aber würdevoll in allen Bewegungen, mit glänzend schwarzem Auge und feinem adeligen Gesicht, eingerahmt von dunkler Lockenperücke, im Hofkleid von violettem Sammt mit grünem Atlas ausgeschlizt, und reich mit Gold gestickt. Es war der Marquis von Feuquières, der Gesandte Ludwig des 13. von Frankreich, ebenso ausgezeichnet als Diplomat wie früher als Feldherr.

Unter den zehn Bevollmächtigten des Bundes, worunter mehrere Grafen, fiel als der Bedeutenste der würtembergische Kanzler Löffler, zur Linken des Reichskanzlers, ins Auge. Ein hagerer Mann, mit spärlichem grauem Haare und tiefgefurchter Stirne. Schwedische und deutsche Orden schmückten sein schwarzes Sammtkleid, denn er stand seiner Kenntnisse wegen sehr in Ansehen, und war von

Oxenstierna mit Bewilligung des Herzogs von Würtemberg unter dem Titel eines schwedischen Vicekanzlers in seine Dienste gezogen worden, ohne seine Stelle in Würtemberg deshalb niederlegen zu müssen. Scharfer Verstand blickte aus seinem tiefliegenden Auge, entschlossener und thatkräftiger Charakter aus seinem Gesicht, aber ein Zug des Mißtrauens verdüsterte dasselbe; eine gewisse Unruhe verrieth sich in seinem Blick; seinem ganzen Gebahren fehlte die gebietende Würde des hohen Schweden, die Einheit und der Adel des französischen Marquis.

Letzterer, vorher in Straßburg weilend, war Tags zuvor nach Frankfurt gekommen, um zu erfahren, was man nach der Nördlinger Niederlage beschließen werde, und zugleich die Verweigerung der durch den Herzog von Würtemberg für Herzog Bernhard erbetenen französischen Hülfstruppen zu entschuldigen.

Schon war die Nachricht von der Entfernung Herzog Eberhards aus seinem Lande auf anderem Wege nach Frankfurt gelangt. Kanzler Löffler, unternehmender, und nicht so leicht zu schrecken, wie die übrigen Räthe desselben, war höchst unzufrieden damit, da er gehofft hatte, daß sich sein Landesfürst, wenn nicht in der Hauptstadt, so doch in einer der

Bergfesten halten werde, bis ihm der Bund Hülfstruppen zusende. Er sprach sich gereizt und mißtrauisch über Herzog Bernhard aus, der nach seiner Meinung den jungen Landesfürsten hinweggeschickt, um desto freier im Lande schalten und walten zu können.

Auch Oxenstierna, sonst vorsichtig und verschlossen, ließ sich bitter über Bernhards gewaltthätiges Handeln aus. Der Verlust seines Eidams Horn durch die Nördlinger Niederlage, hatte ihn sehr unwillig über Bernhard gestimmt, und fast schien es ihm lieb zu sein, daß derselbe von den Franzosen eine abschlägige Antwort erhalten; er wollte ihn gedemüthigt sehen.

Dieß und verschiedenes Andere über die augenblicklich nöthigen Kriegsmaßregeln war am vorhergehenden Tage besprochen worden; am nunmehrigen Abende sollte noch ein Hauptpunkt erledigt werden, dem Feuquières bis jetzt ausgewichen. Im Einverständniß mit Oxenstierna nahm Löffler das Wort, um Namens der ganzen Versammlung die dringende Bitte auszusprechen, daß die Hülfe, die Herzog Bernhards vereinzeltem Ansuchen versagt worden, dem ganzen Bunde nicht länger vorenthalten werden

möge; daß vielmehr nach nunmehriger Gestalt der Sachen die Krone Frankreichs thätigen Antheil am Kriege nehmen möchte.

Löffler hatte geendet, und voll banger Erwartung, als hinge Tod und Leben an seinen Lippen, richteten sich aller Blicke auf den Marquis; nur Oxenstierna bewahrte seine würdevolle Ruhe.

Der Gesandte zögerte; erst nach einer Weile, welche die Spannung der Bevollmächtigten noch steigerte, sprach er: „Seine Majestät von Frankreich bricht höchst ungerne dero freundschaftliche Beziehungen zu Oestreich ab.“

„Nennen Sie das Pfand, Herr Marquis; wie lauten Cardinal Richelieu's Bedingungen?“ frug Oxenstierna, da der Marquis eine Pause machte.

„Seine Majestät verlangt die Uebergabe der festen Plätze des Elsaßes, sammt Breisach, falls es erobert werden sollte; vor Allem aber die Einräumung von Philippsburg,“ erklärte des Marquis.

„Das Elsaß? Philippsburg?“ rief der Reichskanzler aus, während die Bundesabgeordneten schüchtern schwiegen;“ ah! Seine Eminenz wünscht Frankreich zu vergrößern; wünscht unbeschadet aller freundschaftlichen Beziehungen zu Oestreich dessen Macht

zu schwächen. Das Elsaß ist eine gloriose Erwerbung. Philippsburg, als Schlüssel auch des rechten Rheinufers vortrefflich gelegen! — Aber ist in Frankreich schon vergessen, wie Gustav Adolf, mein großer König, auf ähnlichen Antrag einst antwortete: „„Ich bin als Beschützer, nicht als Verräther ins Reich gekommen?“

„Sehr edel, Excellenz,“ gab Feuquières mit einem eigenthümlichen Lächeln zurück, das öfters um seine Lippen spielte; „edel von Ihrem König, an dessen uneigennützigen Absichten gegen Deutschland zu zweifeln uns nicht erlaubt ist; noch edler von Eurer Excellenz, dem die sächsischen und brandenburgischen Fürsten wenig Beweise von Vertrauen gegenüber Ihrer Uneigennützigkeit gegeben!“

Zürnend zuckte es durch die Züge Oxenstierna's; der Stich traf tief, denn er erinnerte nicht nur an die Zurückhaltung der Sachsenfürsten, sondern auch an das unzweideutige Mißtrauen des Heilbronner Bundes. Mancher lauernde Blick traf ihn bei den Worten des Franzosen; über das eine und andere Gesicht glitt verstohlen ein schadenfrohes Lächeln; er fühlte dieß, bezwang sich aber. „Was Frankreich fordert, wissen wir nun,“ sprach er mit Hoheit,

„welchen Succurs aber wird Ihr König mir verbürgen, wenn ich übergebe, was schwedische Tapferkeit und schwedisches Blut vom Hause Oestreich erobert hat?"

Ein verrätherischer Freudenstrahl funkelte einen Augenblick aus dem Auge des Franzosen, aber er verschwand schnell wieder, während er in gewohnter Sicherheit antwortete:

„Es wird namhafte Erleichterung für Euer Excellenz und den Bund sein, wenn Frankreich Ihnen die Vertheidigung des Elsaßes und Philippsburg abnimmt, um so mehr, da deren bisherige Besatzungstruppen Ihnen dann zu freier Verfügung stehen. — Indessen ist seine Majestät geneigt, weiterhin auch die Ueberwachung des Churfürstenthums Mainz zu übernehmen."

Das war zu viel für Oxenstierna.

„Spottet Ihr mein?" rief er mit lodernden Auge aus; „ohne Bedingung sollten wir die Plätze übergeben, die wir in schwer erkämpften Siegen erworben?"

„Nur pfandweise bis zu deren Auslösung nach wiedererlangtem Frieden," erläuterte der Marquis, ohne die Fassung irgend zu verlieren.

„Pfandweise!“ lachte der Reichskanzler bitter; „verstehe ich etwa nichts von Politika, weiß nicht, was solche Pfänder bedeuten, und wie viel auf Auslösung zu bauen?“

„Seine Majestät werden mehr gewähren. Halten Sie nicht zurück, Herr Marquis; wir müssen Truppen erhalten; die Krone Frankreichs muß Oestreich den Krieg erklären,“ warf Löffler ein.

„Meine Instruction gewährt nichts Weiteres; doch man gebe vorerst meinem König einen Beweis des Vertrauens, und“ — erwiderte Feuquières, den Satz nicht vollendend.

„Ehe das Elsaß aus Mangel an Vertheidigungskräften an Oestreich zurückfiele, möchte es noch eher Frankreich anvertraut werden,“ meinten einige Stimmen.

„Kein Wort darüber,“ unterbrach Oxenstierna mit zürnendem Blicke; „hier hat nur Schweden zu reden, denn Schwedens König hat diese Plätze dem Kaiser abgewonnen! Was wir erobert, das werden wir mindestens auch zu beschützen wissen.“

„Auch wenn Chursachsen, Churbrandenburg, Niedersachsen, die den Krieg nie ernstlich geführt haben, nach dieser Niederlage Frieden für sich mit dem

Kaiser einleiten? — Nein, täuschen Euer Excellenz sich und uns nicht länger über Ihre Kräfte!" versetzte Feuquières mit der leidenschaftlichen Ruhe eines Hofmannes.

Seine Worte riefen ein Gemurmel der Bestürzung unter den Bevollmächtigten hervor; nur Oxenstierna und Löffler blieben ruhig, da sie bereits dieselben Vermuthungen aufgestellt hatten. In Manchem der Bevollmächtigten mochte vielleicht auch der sehnsüchtige Gedanke einer Theilnahme an etwaigen Friedensverhandlungen aufsteigen, aber die Bedingungen des Heilbronner Bündnisses verwehrten ja solche und die einzige Rettung schien nur in französischer Hülfe zu finden.

Der Reichskanzler ließ den Bestürzten keine Zeit zu Aeußerungen von Gedanken, die er durchschaute.

„Und wenn es so würde, und wir uns auch anschlössen, Herr Marquis? Der Kaiser wünscht den Frieden und würde zu billigen Bedingungen geneigt sein; wenn wir unsre Sendung in Deutschland damit beschlössen, den Landen nach 16jährigem Kriege den heißersehnten Frieden zurückzugeben?" sprach er mit Nachdruck, indem er sich vom Stuhle erhob.

Die Etikette verlangte, daß hierauf sich auch die

andern Bevollmächtigten von den Sitzen erhoben; gelassen folgte auch der Marquis dem Beispiel.

Aber während Oxenstierna den Blick fest auf den Marquis gerichtet hielt, fiel unerwartet Löffler ein: „Excellenz, einen Frieden, der Gefahr für den Glauben, für die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten und ihrer Verfassungen, den Keim neuen Krieges in sich trüge, weisen die verbündeten Stände von sich, nachdem sie so lange gestritten, so vieles geopfert und erduldet." Sein düstres Auge funkelte während seiner Worte; überrascht wendete sich Oxenstierna nach ihm um, der so lange sein Vertrauter, sein bevorzugter Gefährte gewesen.

„Ihr, Herr Kanzler? So treu vertretet Ihr schwedisches und deutsches Interesse?" sprach er bitter.

Excellenz, schwedisches und deutsches Interesse verlangt, daß Oestreich geschwächt werde; schwedische und deutsche Ehre gestatten einen übereilten Frieden nicht," antwortete Löffler.

„Eine weitere Botschaft wird mich zu Speier treffen," äußerte Feuquières leichthin, indem er andeutete, daß er die Besprechung für den Augenblick beendigt hatte.

Oxenstierna verbeugte sich, und begleitete ihn in das anstoßende Gemach, wo ein schwedischer Adjutant sie empfing.

„Sie entschuldigen, wenn ich vor der Tafel noch eine Botschaft des Herzogs von Weimar empfange, die mir vorher gemeldet wurde. Mein Adjutant wird die Ehre haben, Sie indessen in den Saal zu führen, wo Sie bereits einige Gesellschaft treffen werden," äußerte er, und kehrte nach einer artigen Zustimmung des Marquis in das Berathungszimmer zurück.

„Sehr staatsklug, Löffler! gegenüber der französischen Dreistigkeit, die ihre Hülfe um so theurer verkauft, je mehr sie sieht, daß wir deren bedürfen," redete er den Vertrauten dort bitter an.

„Nur eine entschlossene Haltung kann uns französische Hülfe gewinnen. Wo noch gefürchtet werden kann, daß wir mit halben Zugeständnissen von Oestreich zufrieden sind, wird Frankreich Oestreich nie den Krieg erklären, rechtfertigte sich Löffler.

„Wer sagt, daß ich mit halben Zugeständnissen zufrieden sein würde?" erwiderte der Reichskanzler; „beordert den Weimar'schen Boten."

Löffler öffnete die Thüre des Vorzimmers und

auf seinen Wink trat Starrschädel in den Saal. Dieser überreichte ein kurzes Schreiben des Herzogs, das ihn beglaubigte und erwartete dann in aufrechter Haltung, uneingeschüchtert durch die größere Versammlung, die Anrede des Reichskanzlers, dem er nicht zum ersten Mal Aufträge überbrachte.

„Wir haben den Herrn Herzog von Weimar gebeten, zu gemeinschaftlicher Berathung hieher zu kommen. Ich hoffe, er folgt Euch auf dem Fuße?“ lautete die Frage des Reichskanzlers.

„Seine fürstliche Gnaden lassen sich entschuldigen, da sie für nöthig hielten, die Vertheidigung von Franken anzuordnen,“ antwortete Starrschädel.

Höchst unwillig über diese Nachricht ließ sich nun der Reichskanzler weitern Bericht über die neuesten Vorgänge in Schwaben abstatten.

Den Entschluß des Rheingrafen, Würtemberg zu verlassen, kannte er bereits, und schien ihn nicht zu mißbilligen; entweder, weil er wußte, daß die beiden Feldherrn uneinig waren, oder weil er selbst die Behauptung Würtembergs unter den augenblicklichen Umständen für unmöglich hielt.

Löffler stellte ausführliche Fragen über die Besetzung der Städte und festen Plätze des Landes,

und sein Mißtrauen gegen Herzog Bernhard verbarg sich hiebei Starrschädels scharfem Auge nicht. Als schließlich der Abgesandte die dringende Bitte des Herzogs um Beischaffung der Löhnungsgelder, neuer Truppen und der Mittel zu vollständiger Armirung aussprach, beschied ihn der Reichskanzler auf den andern Tag, an dem deshalb der ganze Bundesrath, mit Zuziehung auch der sächsischen und brandenburgischen Gesandten versammelt werden sollte.

Sich erhebend fügte er hinzu: „Ihr bleibt im Hause und seid heute Abend zu Tafel geladen, da der Marquis vom Feuquières sammt den Herren Bundesräthen mit uns speisen wird. Ich brauche Euch nicht erst zu rathen, in Euren Antworten vorsichtig zu sein, wenn Ersterer Euch etwa Fragen vorlegen sollte. Wir dürfen unsre Schwäche nicht völlig aufdecken."

„Sorgen Excellenz nicht, — wenn mein Erscheinen an der Tafel nur sonst keinen Anstoß gibt?" erwiderte Starrschädel, indem er auf seine Reisekleidung deutete, die vom Ritte bestaubt und zerknittert war.

„Man wird Euch entschuldigen," sagte der Reichskanzler mit flüchtigem Blicke nach ihm, erhob sich

und verließ mit einer auffordernden Handbewegung gegen die Bevollmächtigten das Berathungszimmer. Ohne weiteres Sträuben schloß sich Starrschädel den Abgehenden an.

Im Speisesaal fanden sie Feuquières sammt einem jungen Attaché, der ihn begleitete, ferner den Hausmarschall und Adjutanten des Reichskanzlers und einige Officiere der Besatzung von Frankfurt bereits versammelt.

VIII.

Oxenstierna liebte es, sich mit fürstlichem Prunke zu umgeben. Ein solcher zeigte sich auch in dem Speisesaale, den die Gesellschaft jetzt betreten. Die helle Kerzenbeleuchtung wurde zurückgestrahlt durch hohe Wandspiele, das Silberzeug glänzte auf der Tafel, die Ordenssterne und reichen Stickereien der Gewänder flimmerten, und das geblendete Auge wurde durch nichts an das Elend erinnert, das jetzt ringsumher herrschte, an die rathlose Lage der Verbündeten, die sich kurz zuvor im Berathungszimmer verrathen hatte.

Starrschädels Erscheinung nahm sich in dieser Umgebung befremdet aus, und schien einige Verwunderung zu erregen, doch empfing ihn der Marquis, dem er durch den Reichskanzler vorgestellt wurde, mit ermunterndem Lächeln.

Der Vertraute Herzog Berhards besaß soldatischen Freimuth genug, um den ihm zugewiesenen Platz zwischen dem schwedischen Adjutanten, einem hochgewachsenen jungen Mann von stolzem Benehmen, und dem französichen Attaché, einem hübschen, lebhaften Chavalier mit geringeltem Lockenhaar, der von solcher Tischnachbarschaft etwas befremdet schien, unbefangen einzunehmen.

Der Reichskanzler hatte seine gewohnte Hoheit wieder angenommen, ohne darüber die Artigkeit eines Wirthes gegen seine Gäste zu versäumen.

Der Marquis entwickelte alle französische Liebenswürdigkeit, erzählte pikante Hofanekdoten, die zwar politisch harmlos waren, aber stets den Glanz des französichen Königsthums oder Richelieu's Geist in's Licht stellten, und die Bundesräthe, besonders Löffler, sehr zu interessiren schienen.

Sonst wurde unter den Bundesbevollmächtigten

und Officieren nur hie und da eine Bemerkung über dieses und jenes Gericht, oder die Güte der Weinsorten und der Unterschied französischer, deutscher und schwedischer Küche laut. Ganz schweigsam war man am untern Ende der Tafel, da alle Versuche des jungen Attaché, eine Unterhaltung anzuknüpfen, an dem wortkargen Schweden und dem Appetite verloren gingen, den Starrschädel entwickelte, und der den Chavalier fast in noch größeres Erstaunen setzte, als zuvor sein bestaubtes Lederwams und sein zerknitterter Spitzenkragen. In Ermangelung jeder andern Unterhaltung mit seinem Tischnachbar befleißigte sich der Attaché nun stummer Gefälligkeiten und schien besonders ein Vergnügen darin zu finden, dem Deutschen alle Platten zu präsentiren, die er in sein Bereich bekommen konnte.

Starrschädel nahm diese Dienstleistungen hin, ohne sich darum zu kümmern, ob mehr Ironie oder Achtung darin liege. Endlich aber richtete er sich auf, wischte den Bart, und ließ nun erst sein helles Auge beobachtend über die Reihen der Tafelnden hingleiten, wozu er bisher nicht Zeit gefunden.

„Hier ein Querhahn aus dem Schwarzwalde, Herr Officier,“ redete ein Chavalier, der den Spaß

gerne länger fortgesetzt hätte, in überredendem Tone an.

„Ich danke Euch, Herr Chavalier," antwortete Starrschädel mit einem flüchtigen Blick auf seine beiden Tischgenossen, denen er bisher noch wenig Beachtung geschenkt; „ich bin gestern und heute kaum vom Sattel gekommen, Ihr müßt daher meinen Appetit entschuldigen; nun aber bin ich gesättigt."

„Ein Glas Wein doch noch?" erwiderte der Franzose, in der Hoffnung, den Deutschen nun gesprächiger zu finden; Starrschädel nahm's an; auch der junge Schwede ließ sich sein Glas füllen, denn soeben wurden die Gesundheiten des Königs von Frankreich und der jungen Königin von Schweden ausgebracht, denen rasch die von Richelieu, von Oxenstierna, von Feuquières und den verbündeten Ständen der vier Kreise folgten.

Pflichtschuldig hatten sich mit der ganzen Tafelrunde auch die jungen Männer bei jeder dieser Gesundheiten erhoben und ihre Gläser geleert. Nun erst, da jeder Pflicht Genüge geleistet, trat ein freierer Ton an der ganzen Tafel ein; der Wein hatte die Zungen gelöst, die Gemüther erwärmt; die Un=

terhaltung wurde lebhafter, geräuschvoller; die Augen des Chavalier's glänzten von Wein und Redseligkeit. Die Damen sollen leben," sprach er, die Gläser wieder füllend; „zwar — ich werde mich demnächst verloben."

„Ich bin verlobt," sprach der Schwede, fast zum erstenmale ein Wort äußernd, indem er mit dem Franzosen anstieß.

„Und ich bin verheirathet," fügte Starrschädel hinzu, indem er sein Glas mit denen der beiden andern erklingen ließ, die den jungen Ehemann etwas überrascht anblickten.

„Schön Herr Officier! Auch ich werde es bald sein," nahm der Attaché das Wort wieder; „werde, sobald alles zwischen den Familien in's Reine gebracht, auf zwei Monate Urlaub nehmen, um deshalb nach Paris zu reisen."

Abermals erklangen die Gläser, während die andern ihm Glück wünschten; aber der Schwede seufzte dazu.

„Ihr habt noch weiter bis dahin?" fragte Starrschädel den Letztern.

Er nickte schwermüthig; der Wein hatte auch seine Verschlossenheit gelöst, und er erzählte ihnen

nun, das er schon seit zehn Jahren von Schweden weg, daß er damals als Page in die Dienste des Reichskanzlers getreten sei; seitdem seine Verlobte nicht mehr gesehen und nicht wisse, ob er sie wieder sehen werde.

„Zehn Jahre?“ wiederholte der Franzose erstaunt. „Aber da müßt Ihr doch noch sehr jung gewesen sein, und Eure Verkobte“ — meinte Starrschädel verwundert.

„Das ist sie erst seit zwei Jahren,“ unterbrach ihn der Schwede, immer mehr aufthauend; „sie war ein Mädchen von zwölf Jahren, als ich wegging; ich war fünfzehn; damals dachten wir nicht an dergleichen; wir waren zusammen aufgewachsen und liebten uns wie Kinder sich lieben. Aber ihr süßes Bild ist nicht in mir verblichen, und indem ich im fernen Deutschland zum Manne reifte, verwandelte sich mir auch jenes allmählig in das einer lieblichen Jungfrau. Das war nicht zu verwundern, denn es brachten die Briefe von Hause mir immer auch solche von ihr, die mir verriethen, was aus ihr geworden. Ich habe diese, wie Ihr Euch wohl denken könnt, nie zu beantworten versäumt, und endlich verlobten wir uns in den Briefen. Wann ich sie heim-

führen kann, ist ungewiß, denn — ich bin nicht unabhängig. — Ich weiß aber, das sie mir treu bleibt, und wenn es weitere zehn Jahre dauern sollte.

Der Franzose war vor Erstaunen verstummt, ungläubig hingen seine Augen an den melancholischen Schweden, der ihm jetzt seltsamer erschien, als vorher Starrschädel mit seinem rauhen Lederwamse und seinem unermeßlichen Appetit.

Lächelnd fügte Starrschädel hinzu: „Solcher Geduld habe ich mich nicht fähig gezeigt, Herr Schwede; ich habe vor einigen Monaten bei der Einquartirung in Würtemberg ein Mädchen gesehen, mich in sie verliebt, und da die Nördlinger Niederlage uns wieder durchs Land führte, sie frischweg geheirathet und mit mir genommen!"

„Wie? Ihr wollet damit doch nicht sagen, daß Eure Gemahlin Euch auf den Heereszügen begleiten wird?" fiel der Franzose ein.

„Nicht anders, Herr Chavalier; Zu Zeiten, wenn wir in gefährliche Positionen kommen, oder eilige Märsche haben, werde ich ihr freilich Quartier in einer nahen Stadt anweisen müssen, für gewöhnlich aber folgen die Officiersfrauen dem Heere, und thei-

len das Leben des Mannes. Ihr findet dieß unerhört?" fragte Starrschädel.

Der Attaché schüttelte den Kopf: „mon dieu! Eine Dame in diesem Wanderleben; unter solchen Entbehrungen, solchen Beschwerden! Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll! diesen Heldenmuth ehelicher Liebe, — oder die Gleichgültigkeit, mit der ihr davon sprecht, Herr Officier?" äußerte er.

„Nun, auf Treu und Ehre; das hab' ich bis zu diesem Augenblicke nicht bedacht, daß meine Frau so viel zu entbehren und zu ertragen haben soll;" meinte Starrschädel nachdenklich; „ein ander Leben ist's freilich, als das in einem ruhigen Bürgershause. Aber Ihr seid uns noch die Geschichte Eurer Verlobung schuldig; gebt Euer Geheimniß Preiß; wann und wie habt Ihr Eure Erwählte zum erstenmale gesehen; wie Euch verliebt und ihre Liebe gewonnen?"

Der Attaché erröthete. „Gesehen," begann er mit einiger Verlegenheit; „nun — gesehen habe ich sie noch nicht; mißverstehet mich nicht, Ihr Herren; eine Heirath ist doch anders anzuknüpfen, als ein Liebesabenteuer, sie wird mindestens bei uns anders angeknüpft. Nun denn, die Dame ist von guter Fa-

milie, von altem Namen, von einflußreichen Verbindungen; sie ist in der That eine vortreffliche Partie; im übrigen setze ich alle liebenswürdigen Eigenschaften in ihr voraus, und hoffe, ich habe alle Ursache, mein Glück zu preisen."

„Wenn Euch aber zufällig diese Voraussetzung täuschte, Herr Chavalier?" fragte Starrschädel, während der Schwede den Sprecher nur stumm mit dem Auge maß.

„Wer wird gleich an das Schlimmste denken?" versetzte der Franzose; „ebensoleicht, ja viel wahrscheinlicher ist, daß wir uns scharmant finden werden, da wir den besten Willen bringen, nur Angenehmes aneinander zu sehen! — Im schlimmsten Falle aber — nun, zwei Monate, und ich muß auf meinen Posten zurückkehren. Wer weiß, wohin mich künftig mein Schicksal und der gnädige Wille des Königs noch führt? Die Zeit ist jetzt günstig, sich im Kriegsdienst oder auf diplomatischem Wege auszuzeichnen; ich habe Ehrgeiz; mein Aufenthalt in Paris wird nur ein kurz vorübergehender sein; bis ich aber einst, der Thätigkeit müde, heimkehre, um durch ein Hofamt belohnt zu werden, — da werden die Jahre auch uns Mäßigung und Besonnenheit

nenheit genug gebracht haben, um uns friedlich in einander zu schicken!"

„Wie? Ihr nehmt Eure Frau nicht mit Euch auf Euren Wegen?" fragte Starrschädel.

„Ich könnte solche Aufopferung von ihr nicht verlangen; möchte ihr gar nicht zumuthen, Paris zu verlassen," erklärte der Franzose mit großer Gemüthsruhe; er schien durchaus nicht zu wünschen, daß seine künftige Frau eine derartige Anhänglichkeit an ihn beweise.

„Ich wünsche Euch Glück, Herr Chavalier, wenn Eure künftige Gemahlin sich über Eure Abwesenheit ebenso leicht tröstet, wie Ihr über Eure Trennung von ihr," sprach der Schwede, und verbarg dabei seine Verachtung nicht.

Der Attaché bemerkte diese; er war nicht mehr im vollen Besitze seiner sonstigen Mäßigung, und erwiderte beißend:

„Um so bälder, Herr Adjutant, mögt Ihr Euch der Rückkehr zu Eurer Verlobten erfreuen, von der Ihr die Trennung so schwer empfindet. Seid getrost, Ihr habt alle Aussicht dazu!"

„Wie meint Ihr das?" gab der Schwede mit funkelnden Augen zurück.

„Ihr fragt?“ versetzte der Adjutant höhnend; „nun die schwedische Macht ist in Deutschland, mindestens im Süden, gebrochen. Wir treten an Eure Stelle als die natürlichen Verbündeten dieser unserer Nachbarn. Im Norden, wo ihr wegen der Seewege immer festeren Fuß fassen könnt, mögt Ihr Euch noch eine Zeitlang behaupten, — wenn die sächsischen Fürsten Euch nicht den Platz streitig machen.“

„Ihr die natürlichen Beschützer von Süddeutschland?“ rief der Schwede aus; „ha! Ihr meint die Adler zu sein, die dem verwundeten schwedischen Löwen die Beute kampflos entreißen können? Ihr täuscht Euch! In solche Falle gehen die Deutschen nicht! — Mein Herr Officier, hört doch, wie gefällts Euch, Kardinal Richelieu als Beschützer der evangelischen Rechte in Eurem Deutschland zu wissen?“

„Die Schweden haben wohl nur in uneigennützigem Glaubenseifer in Deutschland gestritten?“ gab der Franzose zurück; „sie haben wohl niemals nach Land und Gut hier getrachtet? Haben sie ihre Siege nicht mit deutschen Truppen erkämpft, und glaubt

Ihr, daß sie arm, wie sie gekommen, an den Nordpol zurückkehren wollen?"

Beide Streitenden hatten ihre Rede an Starrschädel gerichtet, beide schienen von ihm Beistimmung zu erwarten.

„Ihr habt beide recht, und wir zahlen die Zeche, wie billig; warum konnten wir unsere Sache nicht mit eigener Faust ausfechten?" grollte Starrschädel.

„Was wollt Ihr damit sagen? Wie meint Ihr das?" riefen Schwede und Franzose zugleich, und der Streit schien sich gegen Starrschädel zu wenden; da machte der Marquis, indem er sich zum Aufbruch erhob, demselben ein Ende. So aufmerksam derselbe noch eben dem Kanzler Löffler ein Ohr zu schenken schien, der den Marquis für seinen jungen Landesfürsten zu interessiren suchte, so hatte doch sein Auge darüber nichts von dem verloren, was an den übrigen Seiten der Tafel vorging, wo es unterdessen auch lebhafter geworden und zwischen den Bevollmächtigten und Officieren die Fehler der Nördlinger Schlacht zur Besprechung gekommen waren. Ihm war nicht entgangen, wie sehr die jungen Männer dem Weine zugesprochen, und er fürchtete,

daß Manches zwischen Ihnen zur Sprache kommen möchte, dessen Berührung nichts tauge.

Mit großer Artigkeit verabschiedete er sich von dem Reichskanzler, ohne das Bewußtsein überlegener Stellung zu verleugnen, das von Oxenstierna mit finsterem Stolze, von Löffler mit sichtlicher Devotion erwidert wurde.

„Ich hoffe, meine Herren, wir treffen uns noch," flüsterte der Begleiter des Marquis, indem er sich erhob, seinen Gegnern herausfordernd zu.

„Ich hoffe desgleichen," „und ich," antworteten diese.

Die Entfernung des Marquis war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Auch Starrschädel nahm kurzen Abschied, empfahl sich dem Reichskanzler und wurde von einem Diener nach dem ihm bestimmten Schlafgelasse geführt, wo er sich ermüdet zur Ruhe legte.

Andern Tages wurden die Abgeordneten sowohl des Heilbronner Bundes, als auch der übrigen evangelischen Fürsten versammelt.

Löffler trug ihnen die Lage Würtembergs vor, und erinnerte daran, wie Fürst und Land nur wegen ihrer thätigen Theilnahme für die gemeinsame Sache

in diese Bedrängniß gekommen; wie es auch nun gemeinsame Pflicht sei, ihnen nach Kräften beizustehen.

Die Abgeordneten des Heilbronner Bundes erkannten dieß an; die Gesandten der sächsischen und brandenburgischen Staaten aber verhielten sich schweigend, und der chursächsische Gesandte stellte die Frage, ob dem Reichskanzler französische Hülfe zugesagt sei, und unter welchen Bedingungen?

Oxenstierna verneinte ersteres. „Ich hoffe und erwarte," nahm er nachdrücklich das Wort, „die evangelischen deutschen Fürsten werden durch einiges Zusammenwirken den zweifelhaften und bedenklichen Succurs der französischen Krone zurückweisen. Es ist unumgänglich, eine augenblickliche Resolution zu fassen."

„Es müssen, wenn nicht Alles verloren sein soll, um was fünfzehn Jahre lang gestritten worden, wenn wir uns nicht für besiegt und unterworfen erklären wollen, ohne Zeitverlust gegen 100,000 Mann auf die Beine gebracht und wohl armirt werden!" schloß er.

Die Versammelten antworteten mit düsterem

Schweigen, das Auge des Reichskanzlers, das auffordernd im Kreise umherblickte, traf nur entmuthigte Mienen.

„Der Wille wäre da, ob aber die Möglichkeit? Der schwäbische Kreis liegt bereits in Feindes Hand; Franken und Oberrhein sind des feindlichen Einfalls ebenfalls nächstdem gewärtig,“ seufzte einer der Räthe.

„So würde also, da der Niederrhein vermuthlich auch nur wenig leisten kann, die Hauptlast auf die Lande fallen, die nicht zum Heilbronner Bunde gehören. Ich erinnere daran, das Chursachsen bereits so viel und mehr für die gemeine Sache gethan und gelitten, als von ihm gefordert werden konnte,“ sprach der chursächsische Gesandte.

„So muß ich daran erinnern und ermahnen, daß jetzt nicht die Zeit ist nachzurechnen, was man an Opfern gebracht, und wer mehr oder minder geleistet, sondern mit gemeinsamen Kräften zu retten, wo jeder Verlust ein Verlust für alle sein wird! — Noch einmal, alle gloriosen Victorien, die wir bisher durch so viel Noth und Blutvergießen erlangt, sind verloren und umsonst erkämpft, so jetzt nicht kräftig und rasch gehandelt wird,“ rief der Reichskanzler wieder aus.

„Die beiden Hessen, Nassau, die niederrheinischen und so weit es möglich, auch die fränkischen Stände, werden ihren Theil an Truppen und Geldern aufbringen. Wollen auch die sächsischen und brandenburgischen Staaten das ihrige thun, so könnten doch 80,000 Mann zusammengebracht werden," meinte Kanzler Löffler.

Die Versammelten konnten dawider nichts einwenden; die Nothwendigkeit augenblicklicher neuer Rüstungen lag zu klar vor. Der Beschluß wurde also einstimmig angenommen, und die Bevollmächtigten machten sich Namens der Fürsten und Stände, die sie vertraten, für dieselben verbindlich.

Nun wurde Starrschädel in den Saal gerufen und ihm der Beschluß zur Nachricht für den Herzog mitgetheilt.

„Herzog Bernhard möge sich mit den Truppen hieher zurückzuziehen. Würtemberg muß so lange aufgegeben werden, bis die neuen Truppen armirt und so weit eingeübt sind, um ins Feld geführt werden zu können. — Habt Ihr noch weiteres zu verlangen?" fügte Oxenstierna der Mittheilung hinzu.

„Seine fürstliche Gnaden erkundigen sich, ob General Bannèr keine Ordre erhalten, gegen die

fränkische Grenze vorzurücken?" fragte Starrschädel weiter.

„Er hat keine erhalten," sprach Oxenstierna streng und kalt; „Herzog Bernhard wird es nicht befremdlich finden, wenn ich, nachdem seine Niederlage ein Heer gekostet, mit dem zweiten vorsichtig bin."

Starrschädel verbeugte sich; das schwedische Heer, von dem die Rede war, stand in Böhmen; es hatte dort eben keine schwierige Position, aber es beherrschte von da Mitteldeutschland, und es war die einzige Stütze schwedischer Macht in Deutschland, das einzige Heer, das unmittelbar unter Oxenstierna stand.

Starrschädel wurde entlassen; auch die Versammlung löste sich auf, denn die Bevollmächtigten hatten unverzüglich ihre Eilboten abzufertigen.

Aber die Stimmung, in der sie sich entfernten, schien eine gedrückte. Zu dem sorgenvollen Bewußtsein, wie schwer es halten würde, die versprochenen Leistungen zu erfüllen, gesellte sich noch das gegenseitige Mißtrauen. Auch Oxenstierna verließ den Saal mißmuthig; er täuschte sich nicht über die Unzuverlässigkeit der Bundesbeschlüsse, und neben dieser verstimmte ihn die Kunde, daß der französische

Gesandte noch in Frankfurt weile und nachdem er sich bereits von ihm verabschiedet, noch während des Vormittags Unterredungen sowohl mit einzelnen der Bevollmächtigten vom Heilbronner Bunde, als auch mit den sächsischen Gesandten gehabt habe.

Oxenstierna wußte, daß Frankreich sich nicht besinnen würde, ihn auf die Seite zu schieben, wenn es durch die Deutschen selbst das erlangen konnte, was er im deutschen Interesse verweigerte; er ahnte mit bitterem Gefühle, daß die Zeit gekommen sein könne, wo diejenigen, die ihn bisher als Beschützer geehrt, ihn verlassen und sich einer andern Macht in die Arme werfen möchten.

Es war Abend; Starrschädel, der erst am folgenden Morgen aufbrechen wollte, da ihm noch volle Zeit blieb, bis zu Ankunft des Herzogs zu Heilbronn anzukommen, fühlte seine Zeit im Hause des Reichskanzlers, dem schwedischen Adjutanten gegenüber, der seit dem Schlusse des gestrigen Gespräches wieder mißtrauisch und schweigsam geworden, nur langsam verstreichen. Er ging endlich hinweg, um noch einen Gang durch die Stadt zu machen, und etwa in einem Wirthshause Gesellschaft zu finden. Durch die bereits dunkelnden Gassen schrei-

tend, hörte er sich mit einem Male angeredet: „He da, auf ein Wort, Herr Adjutant!"

Als er sich überrascht umblickte, erkannte er einen der Bevollmächtigten des Heilbronner Bundes, den er an der Tafel und im Berathungssaale gesehen, und als Gesandter der fränkischen Städte anreden hörte.

Ihn militärisch grüßend, hielt er erwartungsvoll an.

„Ihr steht im Vertrauen des Herzogs von Weimar," fuhr der fränkische Bevollmächtigte fort; „so sagt ihm, daß er sich sputen möge, nach Frankfurt zu kommen, wenn ihm daran liege, an der Spitze des Heeres zu bleiben."

Starrschädel schien überrascht und vielleicht etwas ungläubig.

„Ihr fasset mich nicht," nahm der Warner nach kurzer Pause das Wort wieder; „ich will noch deutlicher sprechen. Es soll ein Generalissimus ernannt werden; wollte Gott, es wäre schon früher geschehen! Der Reichskanzler hat den Pfalzgrafen von Birkenfeld vorgeschlagen, doch das Concilium formatum ist einstimmig für den Herzog von Weimar, denn — er möge es nicht übel nehmen — wir den-

ken, wer den Karren umgeworfen, soll ihn auch wieder aufrichten."

„Ich werde dem Herzog das Vernommene berichten," antwortete Starrschädel.

„Verrathet mich nicht," fuhr der Bevollmächtigte fort; „seht, der Herzog ist dem Reichskanzler zu eigenmächtig, zu kräftig, zu selbstständig. Es ist jetzt eine Zeit zu neuen Entschlüssen und da will Oxenstierna freie Hand haben. Der Bund vermag wenig mehr; es sind zwar heute Beschlüsse gefaßt worden, aber Gott weiß, ob sie auch durchgeführt werden können; es muß auf eine andere Weise Hülfe geschafft werden! — Nun, Herzog Bernhard wird wissen, was er zu thun hat! Damit Gott befohlen!"

Und eilig, als fürchtete er, von Jemand im Gespräch mit dem Weimar'schen Adjutanten betroffen zu werden, ging der Bevollmächtigte seines Weges weiter.

IX.

Am andern Morgen verließ Starrschädel mit seinem Diener Frankfurt, ohne den Reichskanzler noch einmal gesehen zu haben. Ein frostiger Herbstnebel empfing die Reiter draußen, durchdrang selbst die verhüllenden Mäntel und setzte sich in Tropfen an Kopf- und Barthaaren an. Die Pferde griffen schnaubend aus, um bald unter Obdach zu kommen. Starrschädel fand es gerathen, ihnen eine Rast zu gönnen, als sie nach einigen Stunden einen ansehnlichen Marktflecken erreicht hatten. Auch ihm war es nicht unerwünscht, ein Frühstück nehmen zu können und sein Reitknecht mochte derselben Ansicht sein. Während dieser die Pferde versorgte, trat Starrschädel, noch ehe der diensteifrige Wirth zum Empfang herbeieilen konnte, in die Wirthsstube.

Eine Gesellschaft von reisenden Kaufleuten, die hier ebenfalls Rast gemacht hatten, rückte respektvoll

zusammen, um dem Officier das obere Tischende frei zu machen. Ein zweiter Tisch, an dem Fuhrleute saßen, machte ebenso rücksichtsvoll dem nachfolgenden Reitknechte Platz, denn die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß die Soldaten als gebietende Machthaber respektirt wurden, wenn man sie auch in der Tiefe des Herzens verwünschen mochte.

Die Unterhaltung, vorher, wie es schien, sehr lebhaft, verstummte, und die Aufmerksamkeit wendete sich ganz auf die neuen Gäste. Man suchte anfangs durch Blicke seine Muthmaßungen auszutauschen; als sich aber am Tische der Fuhrleute durch den Reitknecht die Kunde verbreitete, daß die Fremden dem Weimar'schen Heere angehörten, was sich zu jener Zeit nicht durch bestimmte Uniformen zeigte, da wurden die Kaufleute wieder redseliger, und versuchten ein Gespräch mit Starrschädel anzuknüpfen. Sie schienen sehr begierig auf Nachrichten von Würtemberg, jetzt dem Hauptschauplatze des Krieges, vom Vordringen der Kaiserlichen und den neuen Plänen des Herzogs von Weimar.

Starrschädel befriedigte ihre Neugierde nur wenig; seine Antworten waren kurz abgebrochen und als bald Speisen und eine Kanne gewürzten Wei-

nes vor ihm dampften, beschäftigte er sich ausschließend mit seinem Frühstück.

Die Kaufleute schienen über seine Zurückhaltung verstimmt, und sprachen nur noch leise miteinander. Am Ende des Tisches aber äußerte ein Mann, der sich bisher schweigend und betrachtend verhalten:

„Ihr möchtet gerne der Messe wegen von dem Herrn Cavalier wissen, wie die Kriegsaussichten stehen, meine Herren Kaufleute?“

„Wir gehen auf die Frankfurter Messe, ja; wenn man Geschäfte machen will, möchte man gerne wissen, wie die Aussichten sind,“ antwortete einer der Kaufleute, ein jüngerer Mann.

Der Frager schwieg hierauf eine Weile; dann antwortete er ernst:

„Ihr werdet schlechte Messe haben; scheut Ihr Verlust, so thut Ihr besser, noch vor den Thoren Frankfurts umzukehren.“

„Woher wollt Ihr dieß wissen? Durch was könnt Ihr's beweisen?“ entgegnete der Kaufmann aufgeregt.

Der geheimnißvolle Redner schüttelte mit dem Kopfe, ohne sich weiter zu erklären; aber die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich jetzt allein auf ihn.

Auch Starrschädel, den die Sache ergötzte, warf einen Blick nach ihm.

Ein langer weißer Bart, brauner Talar und Halskrause sammt spanischem Barret, ließen den Unbekannten als reisenden Doctor erkennen.

„Ihr treibt Chiromantie und Astrologie oder dergleichen?" fragte ein zweiter Kaufmann wegwerfend.

„Und Ihr leugnet die geheimen Wissenschaften?" fragte der Doctor in seinem eigenthümlichen Tone zurück, indem sich sein für sein Alter merkwürdig feuriges Auge durchdringend auf den Zweifler haftete.

Dieser zuckte die Achseln; schien jedoch Unglauben eher zu heucheln, als wirklich zu empfinden.

„Der Feldherr Wallenstein soll auch an Astrologie geglaubt haben und er war ein großer Mann," meinte der jüngere Kaufmann.

Das einmal angeregte Gespräch stockte nun nicht mehr; ein Wort gab das Andere; man kam von Astrologie und Chiromantie auf die Bannkraft des Blickes, auf Magie überhaupt, endlich auf Giftmischerei zu reden. Der Doctor schien weit gereis't zu sein und Erfahrungen in jedem Fache gesammelt zu haben; denn er sprach bald über die Geheimnisse

der alten Chaldäer und Egypter, bald über die römische Kaiserzeit, wo die Giftmischerei in hohen Ehren gestanden, und fesselte zuletzt die schaudernden Zuhörer durch Geschichten der spanischen Inquisition und der durch Jesuiten vorkommenden Vergiftungen. Der protestantische Glaubenseifer, der Abscheu wider alles papistische Wesen, die sich in seinen Reden ausdrückten, verschafften seinen Erzählungen um so mehr Glaubwürdigkeit. Auch die Fuhrleute am zweiten Tisch horchten aufmerksam zu; kaum wurde ein Krug laut niedergesetzt, kaum ein Räuspern vernommen; nur eine Frage unterbrach je und je den Redner. Der erste Zweifler bemühte sich vergebens, noch länger eine ungläubige Miene zu behalten. Der junge Kaufmann aber, der wegen der Messe besorgt war, stützte tiefsinnig den Kopf in die Hand und schien halb zu hören, halb über einem Entschlusse zu brüten.

„Was halten der Herr Officier von dem Manne?“ fragte ein Dritter der Kaufleute, ein älterer Mann, Starrschädel, der sein Frühstück nahezu vollendet hatte; „es scheinen mir seine Kenntnisse zweifelhaft; hat er nicht den Hypokrates einen Chaldäer genannt, da ich doch gelesen, daß er ein Grieche war?“

„Ich weiß es nicht; bin kein Gelehrter," sagte Starrschädel lächelnd, da sein natürlicher Scharfblick ihm genug sagte.

So eben ward die Frage nach wirksamen Gegengiften, Mitteln gegen unheimliche Einflüsse und natürliche Krankheiten aufgeworfen.

Der Alte sprach sich geheimnißvoll darüber aus; man bestürmte und drängte ihn. Erst nach mehrfachen Zureden zog er höchst ungerne, wie es schien, kleine versiegelte Päckchen aus den weiten Taschen seines Gewandes, wie er erklärte, mit Hülfe der Kabbala unter astronomischen Einflüssen nach einem alten Rezepte bereitet, das durch chaldäische Weise an eine egyptische Priesterfamilie, von da durch die Mauren nach Spanien und endlich in die Niederlande gebracht worden sein sollte. Das Mittel sollte gegen alle Arten von Gift, unheimliche Einflüsse und endlich gegen die böse Kriegsseuche wirken, die wie der Redner erläuterte, alter orientalischer Abkunft sei; bezahlen sollte Jeder nach dem Grade seines Vermögens, so sagte die chaldäische Vorschrift; damit der Weise, der nicht nach Gütern dieser Welt trachten dürfe, doch in den Stand gesetzt werde,

seine heilsame Kunst, die große Ausgaben verursache, zum Wohle der Menschheit zu üben.

In wenigen Augenblicken war der ganze Vorrath vergriffen und Jeder zog den Beutel, um eine Bezahlung nach der Schätzung, die er selbst an sein Vermögen gelegt, zu entrichten. Den tiefsten Griff in seine Baarschaft schien der junge Kaufmann zu machen, der sobald er die Summe auf den Tisch gelegt, mit der Miene eines gefaßten Entschlusses auf seinen Fuhrmann zuging, um ihm, wie es schien, eine überraschende Weisung zu geben.

Starrschädel, der sein Frühstück beendet, achtete nicht mehr auf den Vorgang, der anfing, ihn zu langweilen. Er schickte seinen Reitknecht, der sich höchst ungerne loszureißen schien, hinweg, um die Pferde vorzuführen. Da erhob sich mit einem Male der ältliche, belesene Kaufmann, der die Bemerkung über Hypokrates gegen Starrschädel gemacht, seinen schweren Reisestock geräuschvoll zu Boden stoßend, um Gehör zu erlangen.

„Gemach! Gemach!" rief er aus, als man sich endlich unwillig nach ihm umwandte, „ich kenne den Vogel da; bin eben erst meiner Sache gewiß geworden, obwohl er Federn und Tonart vertauscht.

Voriges Jahr traf ich ihn auf der Lothringer Grenze, wo er Amulette und Reliquien verkaufte und tüchtig über die Ketzer schimpfte. Nebenher galt er für einen Spion der Kaiserlichen, weshalb die Franzosen auf ihn fahndeten!“

Die Wirkung dieser Worte in diesem Augenblicke war überraschend. Aller Augen wandten sich nach dem angeblichen Alten, der vergebens suchte, seine Ruhe aufrecht zu erhalten. Seine Bestürzung bestätigte die unerwartete Anklage und die Hochachtung der allzugläubigen Zuhörer verwandelte sich ebenso schnell in maßlosen Unwillen.

„Fort mit dem Gauner, dem Papisten, dem Spion! Hinaus!“ wurde am Kaufmannstische gerufen. Die Fuhrleute aber waren nicht gewillt, den Betrüger so wohlfeilen Kaufes ziehen zu lassen; im nächsten Augenblick war er von mehreren derben Fäusten gepackt, die ihre Kraft an ihm erprobten. Er hätte seinen Betrug theuer zahlen müssen, wenn Starrschädel nicht gerufen hätte:

„Pfui, fünf Mann über einen! Laßt los! Ich will ihn vernehmen!“

Seine gebietende Sprache, sein befehlendes Auge

wirkten; die Fuhrleute ließen, wenn auch murrend, ihr Opfer los.

Starrschädel öffnete die anstoßende Thüre, die zu einer Kammer führte, trat ein, indem er dem Betrüger befahl, ihm zu folgen und stellte ein scharfes Verhör mit ihm an.

Der Entlarvte leugnete nicht, daß er nach Frankfurt gekommen, um über die Beschlüsse der Schweden, der Franzosen und des Heilbronner Bundes Kundschaft einzuziehen und sich zugleich von der Stimmung der Bürgerschaft und der Truppen zu überzeugen. Dagegen weigerte er sich, zu verrathen, in wessen Auftrag er gehandelt.

„Weißt du, was du als Spion zu erwarten hast?“ rief Starrschädel aus.

„Ich hoffe nicht allzu Schlimmes. Habe ich doch nicht die Zugänge einer Festung, die Anordnung einer kriegerischen Stellung ausspionirt, sondern nur, in wessen Auftrag es sei, Nachricht einzuziehen gesucht, was in einer deutschen Stadt vorgeht,“ antwortete der Gefragte fest.

„Ein niederträchtiges Thun, wo es auch geschehe,“ sprach der Adjutant.

„Wie man's nehmen will, Herr Cavalier —

Manche halten es auch nicht für ehrenhaft, daß fremde Waffen in's Reich gerufen wurden, daß von deutschen Ständen mit fremden Mächten über Weggabe kaiserlicher Lande verhandelt wird," meinte der Andere.

„Wo geschieht dieß," fragte Starrschädel von der Anspielung um so mehr betroffen, da er von den Vorschlägen des französischen Gesandten zwar keine Mittheilung erhalten, aber vermöge seines eigenen Scharfsinnes sich den Zweck von dessen Anwesenheit wohl gedacht.

„Darüber würden Euer Gnaden wohl besser Auskunft geben können, als ich," äußerte der Kundschafter; sein scharfer Blick durchschaute Starrschädels Verlegenheit.

„Mein Herr Cavalier," sprach er plötzlich; „Ihr habt menschlich an mir gehandelt, habt mich den Händen der Wüthenden entzogen; ich habe Euch bekannt, was ich bekennen konnte. Aus freien Stücken will ich Euch noch eins mittheilen. Wenn Euer Feldherr geneigt ist, Frieden mit dem Kaiser zu schließen, so ist jetzt die beste Zeit dazu; er wird gut aufgenommen werden. Will er dem Kaiser helfen, die Schweden und Franzosen aus dem Reiche

zu jagen, so kann er das Höchste verlangen, man wird ihm Alles — Herr Cavalier, ich sage: Alles gewähren!"

„Halt! Woher hast du diese Kunde? Womit verbürgst du sie?" rief Starrschädel aus.

„Das kann ich Euch nicht sagen, und wenn Ihr mich auf die Folter spanntet," versetzte der Mann uneingeschüchtert.

Seine Festigkeit mißfiel Starrschädel nicht, obwohl er gerne weitere Auskunft über die Persönlichkeiten am kaiserlichen Hofe oder im Heere gehabt hätte, die sich dieses Menschen bedienten.

„Werden vom kaiserlichen Hofe noch nach mehreren Seiten Versuche der Annäherung gemacht? Hat etwa auch der Reichskanzler solche erhalten?" fragte er nach einer Pause.

Der Verhörte schwieg einen Augenblick, dann sprach er fest: „Ich — bin darüber nicht unterrichtet, Herr Cavalier." Aber schon hatte Starrschädels scharfes Auge die wahre Antwort aus seiner augenblicklichen Unschlüssigkeit entnommen.

„Du lügst, Bursche. Wie, wenn ich dich an dem Wirthsschild aufknüpfen ließ, wie ich die Befugniß habe?" drohte Starrschädel.

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Doch glaube ich nicht, daß es jetzt schon dazu kommen wird," antwortete der Spion.

„Und die Pulver, die du den Betrogenen verkaufen wolltest? Elender! Wenn sie Schaden angerichtet hätten," rief Starrschädel plötzlich aus, auf einen andern Gegenstand übergehend.

„Seht her, Herr Cavalier," antwortete der Angeschuldigte, zog eines der Packetchen aus der Tasche, öffnete und verschluckte es, „sie sind unschuldig, wie meine Doctorgelehrsamkeit."

„Aber du nahmst ihnen ihr Geld ab," versetzte Starrschädel unwillig.

Der Betrüger schlug den Blick zu Boden, doch stahl sich ein Lächeln um seine Lippen, als er antwortete: „Herr Cavalier; ich habe im Heere gedient — gleichviel in welchem, — dort ist das siebente Gebot in Abgang gekommen. Uebrigens war es nur Bürgerpack, das so oder so in diesen Zeiten sein Geld doch geben muß. Der Herr Cavalier glaube mir, daß ich einen Soldaten oder gar einen Herrn Officier nicht in dieser Weise hintergangen haben würde."

Starrschädel mußte sich gestehen, daß es in de

evangelischen Heeren nicht besser, als in denen der Gegner, und eine weitere Rüge daher wenig am Platze sei. Zudem hatte er Eile, und konnte sich nicht länger mit einer Sache aufhalten, die nicht eigentlich seines Amtes war. Indem er in die Wirthsstube zurückkehrte, befahl er dem Wirthe, der, wie er vernahm, zugleich Ortsvorsteher war, den Angeschuldigten unter Bedeckung nach Frankfurt an den Reichskanzler zu überliefern, verbot jedoch jede eigenmächtige Beleidigung desselben. Der Wirth versprach pünktlichen Gehorsam, stellte auch sofort einen Knecht als Wache bei dem Gefangenen auf, bis einige Mann zu seinem Transport aufgeboten sein würden. Starrschädel dagegen zahlte seine Zeche und hieß die Pferde vorführen, was wegen des Zwischenfalls bis jetzt unterblieben war. Da fuhr eine Equipage an und der Wirth eilte zur Hausthüre. Starrschädel, der durch's Fenster blickte, sah den französischen Gesandten aussteigen, der von dem diensteifrigen Wirth sogleich nach dem obern Stock des Hauses geführt wurde, wo sich einige Zimmer für vornehme Gäste befanden.

Starrschädel hatte das Haus noch nicht verlassen, als der Attaché in die Wirthsstube trat, um

ihm zu melden, daß der Marquis vernommen, wie sich der Herr Adjutant hier befände und sich das Vergnügen seiner Gesellschaft zum Frühstück ausbitten lasse.

Starrschädel hatte keinen Grund, dem Verlangen des Marquis auszuweichen, und verließ mit dem Attaché die Wirthsstube, wo die jetzt aufbrechende Gesellschaft sich noch in abenteuerlichen Vermuthungen über die Bedeutung dieses Zusammentreffens erging, das den vorhergehenden Vorfall schnell in den Hintergrund drängte. Nur der junge Kaufmann äußerte noch, indem er Reisehut und Mantel anlegte: „Auf Wiedersehn in Frankfurt, ihr Herren, ich bin geneigt, zu glauben, daß wir allesammt außerordentlich Glück auf der Messe haben werden, weil der Betrüger uns Unglück verheißen!"

„Ich glaube, Ihr waret auf dem Punkte, die Messe aufzugeben und mit all Euren Waaren zurückzukehren?" fragte der ältere College, der den Doctor entlarvt, mit unerdrücktem Lächeln.

„Nun, ich bin ein junger Geschäftsmann," meinte der Andere erröthend; „man fängt nicht gerne mit Verlusten an, aber in meinem Leben will ich keinen Sterndeutern und Schwarzkünstlern mehr glauben;

der Wallenstein ist auch von ihnen betrogen worden; es ist Aberglaube, der sich für uns're Zeiten nicht mehr paßt. Hiermit glückliche Reise denn allerseits!"

Indessen hatte der Marquis den Adjutanten höchst freundlich empfangen, und seine Freude ausgedrückt, durch dieses Zusammentreffen die nähere Bekanntschaft eines Officiers machen zu können, den Herzog Bernhards Vertrauen auszeichne.

Starrschädel antwortete mit einer Verbeugung, bedauerte aber, in Eile zu sein.

„Wir wünschen Euch nicht aufzuhalten, auch ich will eilen, um baldmöglichst Speier zu erreichen," erwiderte der Marquis und entließ mit einem gebietenden Winke den Wirth, der soeben das Frühstück auftrug, so wie seinen eigenen Diener. Während man sich zu Tische setzte, knüpfte er das weitere Gespräch mit einigen Fragen nach dem Zustand des Heeres und den von Herzog Bernhard in Schwaben und Franken getroffenen Maßregeln an.

Als Starrschädel auswich, fuhr er mit einem Lächeln fort:

„Eure Zurückhaltung ist überflüssig, Herr Adjutant; wir sind gut unterrichtet," und verbreitete sich über die Zustände, nach denen er gefragt, über die

Lage des Heibronner Bundes überhaupt, mit einer Sachkenntniß, vor welcher der Abgesandte überrascht verstummte.

Nun ging der Marquis auf die nothwendig gewordene Wahl eines Generalissimus über, deutete, ohne es auszusprechen, auf die Unzufriedenheit des Reichskanzlers mit Herzog Bernhard und erwähnte dann der Hochachtung, die der König von Frankreich und der Cardinal Richelieu für den Herzog empfänden. Starrschädel verstand seine versteckte Sprache zu deuten. Er verstand, daß der Marquis den Herzog einladen wolle, sich an Frankreich anzuschließen und den Schweden zu mißtrauen.

„Und dennoch, Excellenz, wurden Seiner Gnaden die französischen Hülfstruppen versagt?" warf er militairisch freimüthig ein, als der Marquis seine wohldurchdachte Rede eben beendet hatte.

Der Attaché blickte den kühnen Adjutanten erstaunt an; eine solche Sprache gegen eine Persönlichkeit wie die des Marquis Feuquières schien ihm unerhört. Der Letztere fand sich schneller darin, und lächelte:

„Es ist ja kein Krieg zwischen Seiner Majestät und dem Kaiser erklärt. Seine Majestät möchte

diesen vermeiden, wäre aber geneigt, aus Liebe zur Gerechtigkeit und um östreichische Uebergriffe zu vermeiden, den Krieg, wenn er tüchtig geführt würde, mit Mitteln zu unterstützen, — vorausgesetzt, daß der Krone Frankreich zuvor ein Beweis des Vertrauens und der Freundschaft gegeben werde," äußerte er.

Starrschädel verbeugte sich schweigend. Es trat eine Pause ein; das Frühstück war beendigt; der Marquis erhob sich vom Tische; die Andern folgten seinem Beispiele, da warf von ungefähr der Cavalier einen Blick durchs Fenster.

„Welch ein Reiter! Herr Adjutant, was gibt es hier?" rief er aus.

Auch der Marquis und Starrschädel eilten auf diesen Ruf zum Fenster. Sie konnten noch eben den entlarvten Doctor hinweggaloppiren sehen, dem es gelungen war, nicht nur selbst zu entschlüpfen, sondern auch seines Pferdes habhaft zu werden, während der Wirth und sein Gesinde über der Bewirthung neuer Gäste ihn aus dem Auge gelassen haben mochten.

Zu spät rannte jetzt das ganze Personal unter der Hausthüre zusammen, um dem Hinwegeilenden

ein: „Haltet den Betrüger! den Spion!" nachzurufen.

Starrschädel, der auf den ersten Blick sah, daß eine Verfolgung unnütz sein würde, da Reiter und Pferd ihr möglichstes thaten, gab dem Marquis eine kurze Erklärung des Vorfalls, ohne jedoch der besonderen Enthüllungen des Angeschuldigten zu gedenken.

Der Marquis fand es ärgerlich, daß der Spion entkommen, hoffte aber, daß er noch festgenommen werden würde, da wohl manches von ihm zu erfragen sei.

Da nun auch der Wirth erschien, um den Vorfall mit allen Entschuldigungen seiner selbst und seiner Leute zu melden, verabschiedete sich Starrschädel, der nicht länger aufgehalten zu werden wünschte. Der Marquis entließ ihn sehr artig; der Attaché, der sich seiner allzugroßen Mittheilsamkeit vom vorigen Tage mit einiger Beschämung zu erinnern schien, wechselte eine steife Verbeugung mit ihm. Einige Augenblicke später ritt Starrschädel mit seinem Begleiter hinweg, nicht unzufrieden über den verlängerten Aufenthalt, der seinen Nachrichten einige wesentliche Notizen beifügte.

Der Nebel hatte sich indessen zum Regen verdichtet, der fein und unaufhaltsam herabrieselte; der Wind brauste dazwischen, und jagte den Reitern die Tropfen ins Gesicht; aber diese waren an Wind und Wetter gewöhnt, die Pferde bekamen zu spüren, daß sie Eile hätten, nur von Zeit zu Zeit wurde ihnen die nöthige Rast gegönnt.

X.

Es war noch früh am Abende, als Starrschädel andern Tages zu Heilbronn eintraf. Herzog Bernhard war noch nicht von Franken zurückgekehrt, wurde aber noch im Laufe des Abends erwartet. Starrschädel meldete sich nun bei Oberst Taupadell, den soeben ein junger Mann in Civilkleidung verließ.

„Eine Botschaft aus Straßburg an den Feldherrn; sie scheint nicht viel Gutes zu bringen," äußerte der Oberst gegen Starrschädel, nachdem er ihn begrüßt. Dieser bestätigte, daß, wie er zu Frankfurt vernommen, die französischen Hülfstruppen versagt seien.

Taupadell murmelte eine Verwünschung, nahm Starrschädels vorläufigen Bericht entgegen, und entließ ihn bis zur Ankunft des Herzogs, damit er seine Frau aufsuchen könne.

Als Starrschädel hinwegging, trat ihm im Vorzimmer der junge Mann entgegen, der kurz zuvor an ihm vorübergegangen.

„Herr Adjutant Starrschädel, wenn ich recht gehört habe?“ fragte derselbe, indem er höflich grüßte. „So ist mein Name; wollt Ihr was von mir?“ war Starrschädels Gegenfrage.

„Nicht doch, Herr Adjutant, Ihr seid im Begriff auszugehen? Auch ich will mich ein wenig in der Stadt umsehen, da der Herzog erst in einigen Stunden zu erwarten ist,“ äußerte der Andere etwas verlegen, als suchte er einige Entschuldigung um sich ihm anzuschließen.

„Ihr seid aus dem Gefolge des Herzogs von Würtemberg?“ fragte Starrschädel wieder, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander gegangen.

„„Ich bin Secretarius beim Vicekanzler Burkhard. — Seid Ihr in Würtemberg bekannt, Herr Adjutant? —““

„Nicht viel — Straßburg soll ja voll von Flüchtlingen aus Stuttgart und dem Lande sein?"

„„Ja; der Herzog sogar mußte sein Gefolge halb in Speier unterbringen. — Gleichwohl sind es nur die Beamten und Leute von Bedeutung, die sich geflüchtet haben; die ansäßigen Bürger sind Alle im Lande geblieben. — So bin ich eben um Bekannte in Göppingen sehr in Sorgen. Es wird keine Hoffnung für die Stadt da sein, Herr Adjutant?""

„Daß sie sich halte? Nein; Die Besatzung ist zu klein, die Stadt muß sich eben der Gnade des Königs Ferdinand anheimgeben, der freilich seinem Heere nicht strenge Zügel anlegen wird," antwortete Starrschädel.

Der Secretarius, Heinrich Faber, war befremdet, den Adjutanten so gleichgültig von Göppingens Schicksal reden zu hören. Ahnte er doch nichts von dem, was seit seiner Abreise dort vorgefallen war und hatte sich, da er im Vorzimmer des Obersten Starrschädels Namen nennen hörte, diesem nur angeschlossen, um den Mann kennen zu lernen, der ein Auge auf Marie geworfen und auch ihr nicht gleichgültig geschienen.

Da trat, als er in einer neuen Wendung des Gesprächs über die Gesinnungen des Adjutanten klar werden wollte, der Hauptmann, dessen Frau Starrschädel die seinige zu übergeben, auf ihn zu und redete ihn an: „Eben suchte ich Euch; habe gehört daß Ihr angekommen seid und wollte Euch zu unserem Zelte führen, wo Ihr Eure Frau trefft, da es nicht möglich war, in der Stadt Quartier zu finden!“

„Ich dachte mir's; war auf dem Wege nach dem Lager, um sie dort auf's Ungewisse hin aufzusuchen; nun, Ihr begleitet mich wohl dahin?“ entgegnete dieser, indem sich beide mit Händeschütteln begrüßten. Da redete der Secretarius, den der Adjutant über der Begegnung fast vergessen, ihn noch einmal an:

„Verzeiht! Ihr seid verheirathet?“

„Jawohl, wie Ihr hört. Und da ich meine Frau aufsuchen will, so erlaubt mir, Euch guten Abend zu wünschen,“ sagte Starrschädel im Tone der Ungeduld, da ihm der fragselige Begleiter lästig zu sein schien.

Bald hatte er mit dem Hauptmann das Lager erreicht, wo sich in dem mehr als gewöhnlich wilden Treiben der Mangel aller Disciplin verrieth. Mit

peinlicher Empfindung, wie er sie sonst nicht gekannt, schritt Starrschädel nun unter den lärmenden Gruppen hin, und sah es gerne, als ihn der Hauptmann seitabwärts nach einem abgelegenen Theile des Lagers führte, wo sein Zelt sich befand. Schon bezeichnete Jener ihm dasselbe, als man plötzlich Waffengeklirr und wildes Rufen in der Nähe vernahm.

„Wieder eine Schlägerei. Verdammte Canaillen! Alle Mannszucht ist dahin! Verzeiht Starrschädel, ich muß nachsehen; Ihr könnt das Zelt nicht verfehlen.“ sagte der Hauptmann hinwegeilend und Starrschädel, der sich nicht ungerne allein gelassen sah, eilte mit schnellem Schritte demselben zu.

Marie saß unter dem Eingang mit einer Handarbeit für die Hauptmännin beschäftigt, die wenig Geschicklichkeit mit der Nadel hatte; zuweilen warf sie auch einen Blick auf ein Feuer, daß einige Schritte von ihr unter einem Feldkessel brannte.

Weiter schaute sie nicht umher, und ihr bleiches Gesicht, ihre traurige Miene, zeugten von Heimweh, zugleich aber von so viel Ergebung, daß der Gatte ihr nicht zürnen konnte. Er selbst empfand bei ihrem Anblicke ein lebhaftes Mittleid, überzeugt, daß

sie unmöglich in solchen Umgebungen sich wohl und heimisch fühlen könne.

„Marie!“ rief er, nachdem er sie einige Augenblicke schweigend betrachtet, aus, und umfaßte sie.

„Max!“ rief sie freudig und ihre Arme umschlangen ihn. Er drückte sie an's Herz und begrüßte sie mit warmen Küssen.

Lange hielt er sie ans Herz gedrückt, halb in freudiger und halb doch in peinlicher Empfindung. Sie war sein, und ihm war doch, als ob eine Kluft zwischen ihnen läge, als ob sie vielleicht schon den Schritt bedaure, der sie zu seiner Lebensgefährtin gemacht. Da schreckte der zitternte Ruf: „Marie!“ von fremder Stimme sie auf.

Starrschädel, der sich erstaunt umblickte, erkannte den Begleiter, der ihm von ferne nachgefolgt war; zugleich sah er seine Frau erblassen und erschrocken zurückweichen.

„Ihr kennt meine Frau? Woher und wie lange?“ rief er dem Secretarius zu.

„Von Jugend auf!“ antwortete Faber schmerzlich! „Marie, ein Wort noch: Seid Ihr mit Wissen und Willen Eurer Verwandten hier?“

„Wie könnt Ihr daran zweifeln? lebt wohl, ver-

gesset mich; — grüßet mir tausendmal Oheim und Baase," sagte Marie, erschüttert von der plötzlichen Begegnung, da sie sich in so ganz anderer Situation getrennt.

„Halt; auch ich hab' noch ein Wort mit Euch zu sprechen," rief Starrschädel sprühendes Blickes. „Ihr seid überrascht, Marie als meine Frau zu treffen? Habt Ihr Grund zu diesem Erstaunen? Hattet Ihr selbst Hoffnungen auf sie? Wurden Euch solche gemacht?"

„Was gewesen, das ist nun vorüber. Mögt Ihr ein so liebender Gatte für sie sein, wie ich einst gehofft, ein solcher für sie zu werden! — Marie, Gott sei mit Euch auf allen Euren Wegen!"

Mit diesen Worten wandte sich Faber ab und schritt schnell hinweg.

Stumm stand sich das Ehepaar gegenüber. Starrschädel hatte die Arme über der Brust verschränkt, worin unerträglich bittere Empfindungen wühlten.

Schüchtern blickte Marie zu ihm auf: „Zürnst du mir, Max? Ich hätte Dir dieß Alles sagen sollen, ich wollte es auch, aber ich wagte es nicht," redete sie ihn endlich demüthig an.

„So sag' jetzt Alles. Du würdest seine Frau

geworden sein, wenn ich nicht dazwischen gekommen wäre?" fragte er bitter.

„Meine Verwandten haben's gewollt," antwortete sie, das Auge schüchtern niederschlagend, denn ihr Gewissen mahnte sie daran, daß sie auf dem Punkte gewesen, dem Secretarius ihr Jawort zu geben, und dadurch dessen schmerzliche Ueberraschung bei ihrem Zusammentreffen veranlaßt habe.

„Darum also," fuhr der zürnende Ehemann fort, ohne ihre schüchterne Entschuldigung zu beachten; „Darum hast Du so gezaudert, meine Hand anzunehmen, die ich Dir mit so treuem Herzen bot? Thor, der ich glaubte, Du würdest mir gerne folgen, weil Du mich liebest! — Dir zürnen? Ich muß Dich ja bedauern, daß Du Dich in der Noth übereilt und meinem Drängen nachgegeben! — Welch' ein milder und aufmerksamer Ehemann würde dieser schmachtende Schäfer für Dich geworden sein und — welch' zärtlicheres Weib Du ohne Zweifel für ihn!"

So sprudelte in seinen heftigen Worten aller grübelnde Argwohn hervor, den Mißverständnisse schon früher in ihm geweckt.

„Starrschädel! Du liebst mich nicht mehr!“ rief die junge Frau tiefgekränkt aus.

„Ich Dich nicht lieben?“ erwiderte er, indem sein Zorn in Schmerz überging; „und ob Du schon heute bereust, mir in Uebereilung gefolgt zu sein, so will ich dieß doch niemals, da ich Dich dadurch den Händen der Kroaten entrissen!“

„Und meinst Du, daß ich es bereue, Dir gefolgt zu sein?“ rief nun Marie aus; ach, ich habe ja nur Dich geliebt und wenn ich den Willen meiner Verwandten nachgegeben hätte, Fabers Frau zu werden, so wäre es unrecht gewesen, denn mein Herz hing an Dir, an Dir allein!“

Ein plötzlicher Freudenstrahl schoß aus Starrschädels Auge, aber er verschwand schnell wieder, und seine Stirne faltete sich aufs Neue.

„Und hingst Du mir an, weil Du nicht wußtest, welche Drangsale Dich erwarteten und wie rauh ein Mann ist, der im Felde erwachsen, so wirst Du bald genug deinen Irrthum einsehen und — Du wirst Recht haben; in Wahrheit, so bitter es für mich klingt, Du hättest ein sanfteres Loos und einen bessern Mann finden sollen!“

Schmerzlich kehrte er bei diesen Worten sich ab; es klang keine höhnende Bitterkeit mehr in derseben.

„Nein, ich wußte nicht, was auf mich warte,“ antwortete Marie, und auch ihre Stimme zitterte; „und dennoch zauderte ich, da Du mich aufforder-test, meine Heimath mit Dir zu verlassen. Nun weiß ich's, Max; ich ahne, was alles noch kommen kann; aber jetzt würde ich nicht mehr zaudern, denn Du bist kein Fremder mehr für mich. Wo Du bist, da bin ich daheim; Du bist meinem Herzen näher, unaussprechlich näher, als alle Verwandten und Jugendbekannten! — Habe Geduld mit mir, wenn ich oft noch zaghaft erscheine; ich will mir alle Mühe geben, Dir ein Weib zu werden, wie Du es bedarfst.“

„Marie!“ rief er aus, und blickte sie an. Innige Liebe hatte in ihren Worten geklungen, blickte aus ihren Augen. „Marie!“ wiederholte er und zog die nicht Widerstrebende an sein Herz.

Jetzt war jede Kluft zwischen ihnen entschwunden.

Seitwärts vom Zelte floß der Neckar hinab; es war ein stilles Plätzchen. Dort setzten sie sich auf den Rasenabhang nieder. Sie hatten so Vieles zu besprechen, so manches abzubitten und zu geloben;

Ihnen gegenüber ging die Sonne hinter Rebenhügeln unter; freundlich wie ein Gruß aus Gottes Auge blickte sie auf ein Menschenpaar nieder, das in so verschiedenen Verhältnissen, Jedes ohne Ahnung des Andern erwachsen, und nun doch innig für Leben und Tod verschmolzen war.

Voll Vertrauen und Hingebung hingen jetzt die Blicke der jungen Frau an dem kriegerischen Gesichte ihres Mannes; sie fühlte nichts mehr von Heimweh; es war ihr nur ein wohlthuendes Bewußtsein, für ihn Heimath und Verwandte hingegeben zu haben; für ihn auch künftig so Manches zu entbehren und zu erdulden.

Starrschädel las in ihrem Blicke und wunderbar bewegte sich sein Herz. Seit früher Jugend verwaist, im achtzehnten Jahre ins Heer getreten, hatte er Familienbande nie gekannt; nur an den Herzog, seinem fürstlichen Gönner, hing sein Herz, und der stete Verkehr mit diesem mochte ihn auch wohl vor manche Verwilderung bewahrt haben. Der Feldherr aber, so wohl er ihm gesinnt war, stand hoch über ihm und Tausende hatten Anrecht auf denselben. Nun besaß er, der kaum Vater und Mutter und nie Geschwister gekannt, ein liebendes

Weib, ein Wesen, das ihm allein auf der weiten Erde anhing, das von ihm Schutz verlangte, das all' seine Schicksale mit ihm theilen sollte.

Es war nicht mehr jugendliche Leidenschaft nur, die er für sie empfand, sondern ein tieferes, ein höheres Gefühl, wurzelnd im festbegründetsten Vertrauen, die echte eheliche Liebe. Manch' inniges Wort wurde getauscht, noch öfter versanken sie in seliges Schweigen, während Hand in Hand ruhte, und von seinem Arm umschlungen, Marien's zarte Gestalt sich an die kräftige des Gatten anschmiegte.

Erst bei einbrechendem Abenddunkel störte sie der zurückkehrende Hauptmann, der, sein langes Ausbleiben gegen Starrschädel entschuldigend, ihm zugleich die Nachricht von der Ankunft des Herzogs überbrachte. Im Zelte, wohin Starrschädel Marie zurückführte, begrüßte er nun auch die Hauptmännin, die zuvor abwesend gewesen, um einige Lebensmittel einzukaufen. Dann begab er sich in Eile nach dem Quartiere des Feldherrn, der schon nach ihm gefragt hatte. Bernhard besprach sich eben mit Taupadell; er hieß den Oberst zugegen bleiben, während er Starrschädels Bericht entgegennahm. Dieser dauerte über eine Stunde; Starrschädel hatte Vieles gese-

hen und gehört, und war nicht der Mann, ein Wort, einen Umstand aus dem Gedächtniß zu verlieren.

Schweigend vernahm Bernhard die verschiedenen Nachrichten. Als er hörte, das Oxenstierna ihn vom Oberkommando auszuschließen wünsche, hob er das Haupt in stolzem Selbstbewußtsein empor.

„Es scheint, Oxenstierna gibt Schwaben auf?“ wagte Taupadell zu äußern, da Bernhard noch immer in seinem Schweigen verharrte.

„Oxenstierna gäbe den ganzen Krieg auf, wenn er's mit Ehre und einem schönen Erwerbe für Schweden könnte! Gustav Adolf hatte gelobt, der evangelischen Wahrheit im ganzen Deutschland Recht und Freiheit zu gewinnen; sein Reichskanzler denkt nicht so hoch —“ sprach Bernhard bitter.

„Auch die Franzosen scheinen nicht geneigt, sich tief in den Krieg einzulassen,“ meinte Taupadell weiter.

„Richelieu will möglichst viel Vortheil von uns ziehen, und möglichst wenig für uns thun. — Wir könnten diesen Schweden und Franzosen ganz entbehren — könnten's, wenn nur die deutschen protestantischen Fürsten Herz und Muth für ihre Sache hätten. — Gott sehe darein!“

„Gott hat darein gesehen und einen Gideon erweckt, um seine Sache zum Siege zu führen," versetzte der Oberst mit deutlicher Beziehung.

„Ja von Gott sind wir berufen und für Gott wollen wir streiten, so lange die Gegner seines Wortes noch im Reiche aufrecht stehen! — Taupadell, Ihr brechet Morgen bei Tagesanbruch mit genügender Bedeckung nach Schorndorf auf. Haltet Euch, so lange Ihr könnt; suchet Euch auch mit Generallieutenant Hofkirchen, der etwa 1000 Mann im Ulmischen um sich versammelt haben soll, in Verbindung zu setzen. Ich ziehe mit den übrigen Truppen nach Frankfurt zurück, um die Werbung neuer Mannschaft selbst zu betreiben und sie einzuüben. Gelingt dieß noch bei Zeiten, so kehre ich zurück, um Schwaben den Kaiserlichen wieder abzunehmen, ehe sie sich der festen Plätze bemächtigen können!"

„Dieß wird, wenn die Commandanten ihre Schuldigkeit thun, so bald nicht geschehen. Was mich betrifft, so getraue ich mir, von Schorndorf aus die Kaiserlichen weit eher im Schach zu halten, als sie mich bedrängen sollen!" antwortete der Oberst.

„Ich traue es Euch zu; lebt wohl auf Wiedersehn, Oberst Taupadel," mit diesen Worten reichte

der Feldherr dem bewährten Kriegsgefährten die fürstliche Hand.

„Auf fröhliches Wiedersehn, mein Durchlauchtiger Feldherr, wann und wo Gott will," gab dieser mit festem Händedruck zurück, und verließ, auch Starrschädel im Vorbeigehen die Hand reichend, das Gemach, um sogleich die Anstalten zum Aufbruch in der Frühe zu treffen.

„Was Euch betrifft, Starrschädel," sprach Bernhard nun gegen diesen gewendet, „so tretet Ihr Morgen wieder unter meine Ordonanzen ein; ich werde bald neue Aufträge für Euch haben!"

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Es haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, die der geehrte Leser [illegible] und [illegible] wolle.

Seite 1 Zeile 12 lies „Schaffen" statt „[illegible]"
" 9 " 15 [illegible]
[illegible]
[illegible]
" 25 " 11 [illegible]
[illegible]
" 47 " 15 [illegible]
[illegible]
" 98 " 7 [illegible]
" 107 " 18 [illegible]
" 128 " 24 [illegible]
" 150 und [illegible]
[illegible]
[illegible]
" 173 Zeile 6 [illegible]
[illegible]
" 178 " 14 [illegible]
" 179 " 9 [illegible]
Im ganzen Kapitel VIII. lies „[illegible]" statt „[illegible]"
Seite 190 Zeile 23 lies „[illegible]" statt „[illegible]"
" 198 " 8 lies „[illegible]" statt „[illegible]"

Pichler, Louise

Aus böser Zeit Vaterländischer Roman aus dem 30jährigen Kriege

Bd.: 1

Leipzig (1859)